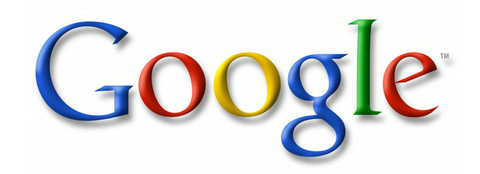
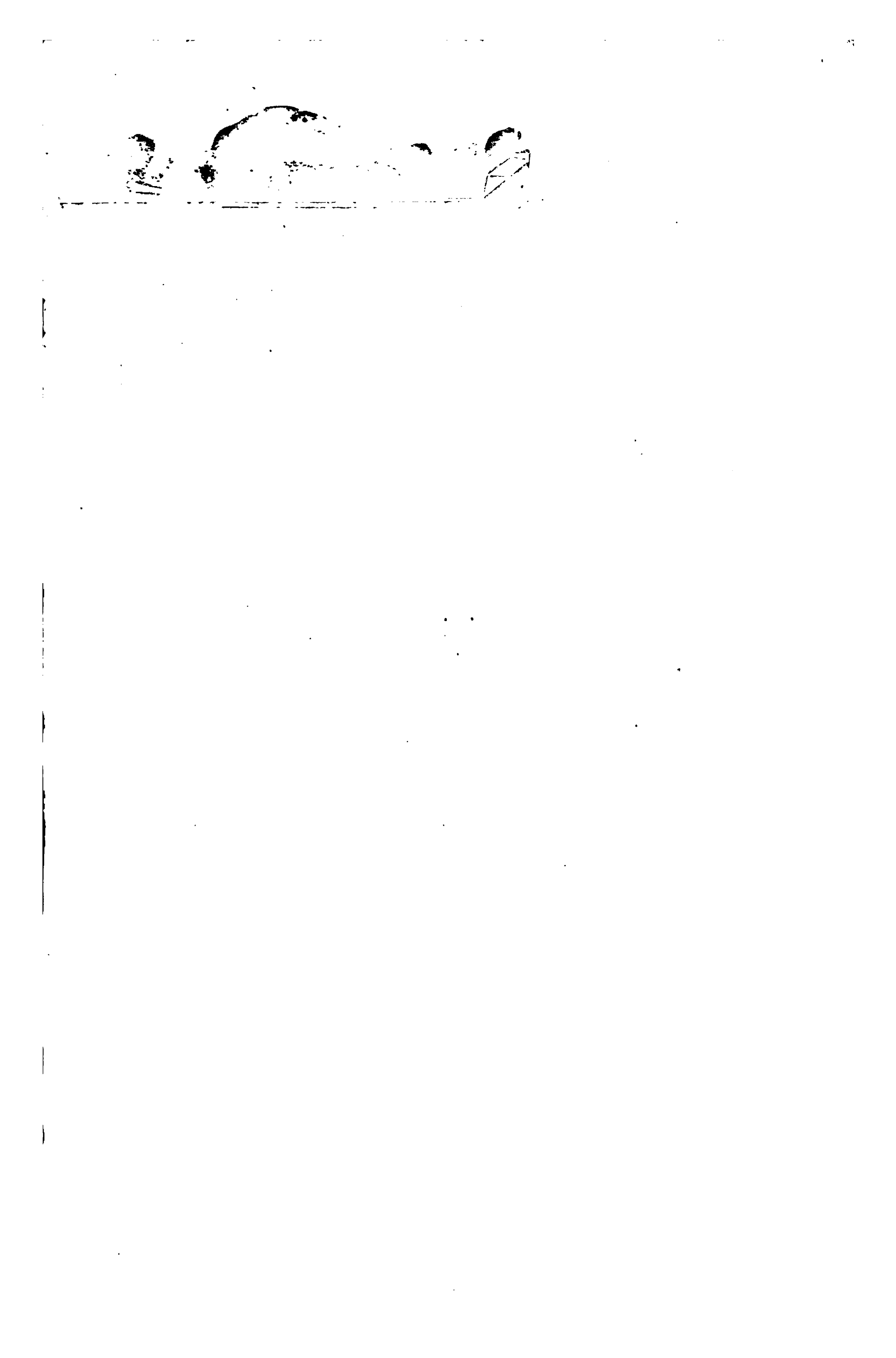



SIGILL : COLL : HARVARD : CANTAB : NOV : ANGL : 1650.
CHRISTO ET ECCLESIAE



QUINTUS HORATIUS FLACCUS.

EINE LITTERARHISTORISCHE BIOGRAPHIE

VON

LUCIAN MÜLLER.



LEIPZIG.

DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER.

1880.

SEINEM VEREHRTEN LEHRER

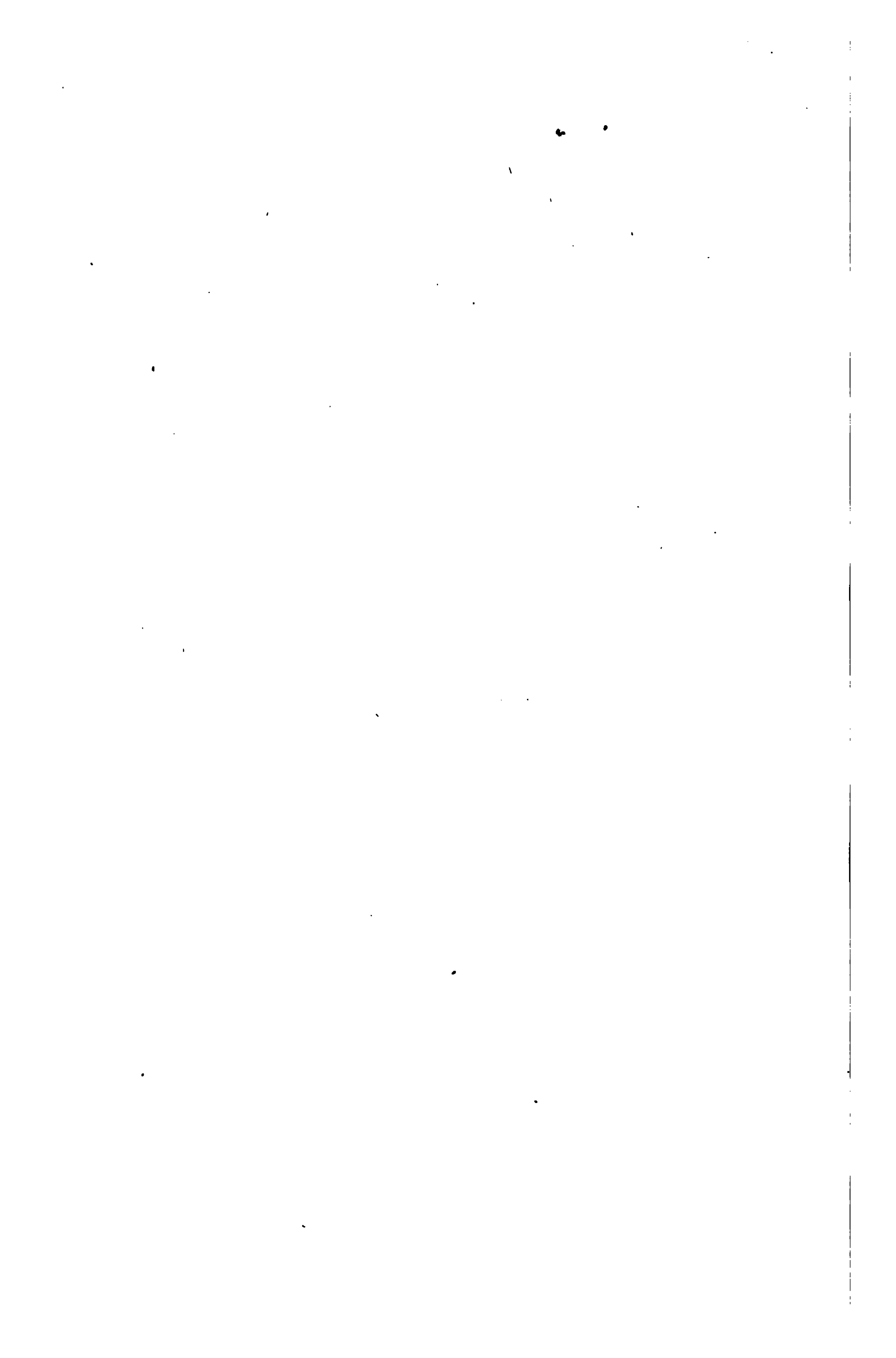
DEM W. GEH. OBERREGIERUNGSRATH

DR. L. WIESE

GEWIDMET

VOM

VERFASSER.



Vorwort.

Diese Biographie wendet sich nicht in erster Reihe an meine Fachgenossen, die Philologen. Sie ist bestimmt für alle Gebildeten, soweit sie noch heut der römischen Litteratur und namentlich ihrem populärsten Vertreter, Horaz, ein Interesse wahren, und zugleich jener für das alte Rom und dadurch für ganz Europa denkwürdigen Epoche, in der das römische Reich durch definitive Begründung der Monarchie in das letzte Stadium seiner Entwicklung trat, und während der behaglichen Musse, die des Augustus lange Regierung bot, jene Dichter auftraten, die auf die Litteratur erst ihres Volkes, dann des Mittelalters und der Neuzeit, den bedeutsamsten Einfluss geübt haben.

Das vorliegende Werk will nicht als Schaustück der Gelehrsamkeit glänzen. Zwar habe ich ziemlich viel von dem gelesen, was in den verschiedenen Sprachen Europas über Horaz und seine Werke geschrieben ist. Doch liegt es durchaus nur in meiner Absicht, meine Anschauungen über Horaz dem Publicum vorzuführen, unbekümmert, wie viel oder wie wenig sie mit den Ansichten früherer Gelehrten übereinstimmen. Desshalb möge dies Buch nur zur Hand nehmen, wer sich speciell für mein Urtheil über einen römischen Autor interessirt.

Dass ich grade Horaz zum Gegenstand meiner Darstellung erwählte, kann nicht befremden — selbst

abgesehen von der Bedeutung und Popularität des Dichters.

Entsprechend meiner, in der Biographie Ritschls ausführlich dargelegten, Methode, beim Studium der Litteratur von den gereiftesten und vollendetsten Mustern derselben auszugehen, nicht von ihren rohen und dunkeln Anfängen, bildete Horaz mit Virgil und Ovid die Basis, von der sich meine Untersuchungen im Gebiet der römischen Poesie vorwärts und rückwärts bewegten, und zu der sie stets zurückkehrten.

Nach dem oben gesagten kann es nicht befremden, dass sich in der Biographie vieles findet, was in gleicher oder ähnlicher Weise schon Andere über Horaz gesagt; so z. B. in der Darstellung vom Uebergang des Dichters von der republicanischen Partei zur monarchischen, und von seinem persönlichen und dichterischen Verhältniss zu Augustus. — Mir erschien stets als das Wichtigste in der Wissenschaft die Wahrheit der gebotenen Resultate, erst in zweiter Instanz ihre Neuheit. — Ein Feuilletonist mag versuchen, mit augenblicklichen Einfällen, dadurch, dass er alles auf den Kopf stellt, das ephemere Interesse eines blasirten Publicums zu erhaschen. Der ernsten Wissenschaft ist mit solchen Eintagsfliegen ebensowenig gedient, als dem ernsten Leser.

Andrerseits schmeichle ich mir, dass auch, wer noch so sehr in der unübersehbaren Horazlitteratur bewandert ist, manches Neue in dem vorliegenden Buch finden wird; und insoweit ist dasselbe auch für die Philologen bestimmt. Auch bei Horaz ist begegnet, wie so oft, dass man den Wald vor Bäumen nicht sah. Ich erwähne hier, beispielsweise, was von den Urtheilen des Horaz über ältere oder ihm gleichzeitige Dichter gesagt ist. Auch das Urtheil über den ästhetischen Werth der horazischen Dichtungen bedurfte noch mehrfach der Berichtigung, Abklärung und Vertiefung.

Vielleicht dass ich mich später entschliesse, die beiden

Dichter, welche am meisten auf die Poesie der Römer influirt haben, Ennius und Virgil, in ähnlicher Weise zu schildern.

Sollte meine Biographie des Horaz den Philologen Deutschlands nicht missfallen, so würde ich es als schönsten Lohn betrachten, wenn sie andere, in gleicher Weise formal geschulte, Gelehrte veranlasste, die wichtigsten Vertreter der römischen Litteratur ähnlich zu behandeln. Erst so wird es möglich sein, ein lebensvolles und wahres oder doch (da der erhaltene Bestand zu gering, die Verluste zu gross sind) der Wahrheit möglichst nahe kommendes Bild der römischen Litteratur zu gewinnen. Die vorhandenen Litteraturgeschichten, selbst die des eben so geistvollen als gelehrten Bernhardy nicht ausgenommen, lassen noch sehr viel zu wünschen. Die Masse des Stoffes und gar des Ballastes, der sich um ihn gesammelt, ist eben zu gross, selbst wenn man diesen Ballast nicht höher schätzt und nicht mehr beachtet als der Autor dieser Biographie.

Es ist um so mehr für Deutschland die Zeit zu solchen Monographien, als der Tod während der letzten zehn Jahre dort gerade unter den Vertretern wie der Metrik so der Litteraturgeschichte des Alterthums arg gehaust und deren äusserst wenige übrig gelassen hat.

Andernfalls könnte es eines Tages dahin kommen, dass „die Nation von Denkern“ in Hrn. Mommsens Einfällen über die römischen Autoren die tiefsten Enthüllungen litterarhistorischer Weisheit sähe. Schon jetzt haben diese unter dem halbreifen Publicum, zumal den Gymnasiasten, viel Unfug gestiftet.

Die römische Litteratur, die sich zwar an Umfang und Gehalt mit der griechischen keineswegs messen kann, dafür aber, weil sie einem Volk angehört, das jahrhundertelang die Geschicke Europas bestimmt hat, wie nie ein Volk vorher und nachher, auf das geistige Leben Europas unmittelbar influirt hat, wie keines

anderen Volkes Litteratur, die griechische und die der modernen Weltsprachen nicht ausgeschlossen, verdient es wohl, in sachkundiger, unbefangener und würdiger Weise behandelt zu werden.

St. Petersburg. L. M.
Ostern 1880.

Inhalt.

Q. Horatius Flaccus.

I.

Einleitung.

Entgegen meiner sonstigen Gewohnheit, gleich *in medias res* zu gehen, muss ich diesmal die Prooemien des Sallust nachahmen und einige allgemeine Bemerkungen vorausschicken, um mich mit dem Leser über die Ziele der Poesie, sowie über die Art, wie man Litteraturgeschichte schreibt, zu verständigen.

Die Alten rechneten zur schönen Litteratur ausser der Poesie noch Beredtsamkeit, Geschichte und Philosophie. Die äussere Technik des sprachlichen Ausdrucks, die unentbehrlich ist, um ein litterarisches Kunstwerk hervorzubringen, ward der Jugend in den Schulen der Grammatiker und Rhetoren gelehrt.

Unter den Neueren haben die Philosophen meist auf Schönheit der Form verzichtet, ebenso viele Historiker. Die Arbeiten solcher Autoren gehören also der Wissenschaft, nicht der Belletristik an.

Wir wollen im Folgenden lediglich die Poesie ins Auge fassen.

Schon die Alten waren im Zweifel, ob es mehr Aufgabe des Dichters sei, zu ergötzen oder zu nützen. Horaz vertritt bekanntlich die vermittelnde Ansicht, denn er sagt in dem Brief an die Pisonen:

Der hat alles erreicht, der nützliches mischte mit süssem.

Und dies ist das richtige, wenn auch in anderem Sinne als Horaz meint, der dabei ersichtlich reich und geschmackvoll mit Sprüchen der Lebensweisheit geschmückte Gedichte, wie z. B. die Dramen der Euripides, und Meisterwerke der Didaktik, nach Art der Georgica Virgils, vor Augen hatte.

Sieht man ab von den verschiedenen Formen der Poesie, wie sie sich in Epos, Lyrik, Drama und geringeren Gattungen repräsentiren, sowie von der grösseren oder geringeren Subjectivität ihres Inhalts — eine ganz objective Poesie ist ein Unding, ebenso wie ein ganz objectiver Mensch —, so scheidet sich die Poesie, entsprechend dem Leben, von selbst in ernste, bezüglich tragische, und heitere, eventuell komische. Die Verbindung beider Formen der Darstellung zu einem harmonischen Kunstwerk ist sehr schwierig und pflegt nur den grössten Meistern zu gelingen.

Die Poesie soll uns nun ergötzen, indem sie die Nachtseiten des Daseins möglichst verschönert oder, wo dies nicht geht, verdeckt, und uns aus dem irdischen Dunstkreise in die Gefilde des reinen Aethers führt, um dort die Misère des Lebens, in welchem den Armen Mangel und Nahrungssorgen, den Reichen, nach kurzem Genuss, Uebersättigung und Erschlaffung, den Begabten und Hochsinnigen Neid und Verläumdung verfolgen, auf angenehme Weise zu vergessen.

Die Poesie soll uns aber auch nützen, freilich nicht im Sinne einer spiessbürgerlichen Moral oder eines mercantilen Utilitarismus, die ernste, indem sie zeigt, wie der Mensch, die Krone der Schöpfung, oder vielmehr die wenigen Auserlesenen, die der Menschheit diesen Ehrentitel verschafften, solche, die auf der Höhe der dem Menschengeschlecht gestellten Aufgabe stehen, freilich indem auch sie bald öfter, bald seltener der menschlichen Schwäche ihren Tribut zahlen, im Kampf mit dem Schicksal ringen, fortschreiten und siegreich zum Ziel gelan-

gen oder rühmlich untergehen, in beiden Fällen für empfängliche Naturen belehrend, tröstend, ermuthigend und zur Nacheiferung anregend, die heitere, indem sie lehrt, den schlimmen, verkehrten oder formlosen Seiten des Daseins soviel Heiteres oder Komisches abzugewinnen, um sie erträglich zu finden und sich nicht durch sie beirren zu lassen, so dass der Geist, um mit Horaz zu reden,

auch das Bittre
trägt in Gleichmuth lächelnd.

Ich komme jetzt zu sprechen auf die Frage, wie man am besten Litteraturgeschichte schreibt, indem ich mich wieder auf die Poesie beschränke.

Die erste Pflicht des Litterarhistorikers besteht nach meiner Meinung, um sie gleich herauszusagen, darin, natürlich nicht ganz, aber doch soviel wie möglich, Person und Charakter eines Autors von seinen Werken zu scheiden, also in keinem Fall bei einem Dichter seine sittlichen Vorzüge zu Gunsten des ästhetischen Werths seiner Arbeiten in Anschlag zu bringen, oder umgekehrt deren ästhetische Vorzüge als Milderungsgrund seiner sittlichen Mängel geltend zu machen.

Ich habe neulich, in der Biographie Ritschls, gezeigt, wie dadurch, dass man jenen wichtigen Grundsatz vernachlässigte, die Gelehrtengeschichte, zumal innerhalb der klassischen Philologie, vielfach zu einem Zerrbild geworden ist, das in der Vertheilung von Licht und Schatten mit der Wahrheit nur wenig gemein hat.

Nun hat freilich in der Litteraturgeschichte die verkehrte Methode, den Autor möglichst mit seinen Werken zu identificiren oder doch zu amalgamiren, nicht ganz so schlimme Früchte getragen, theils weil der reflectirende Kritiker zum schaffenden Künstler schon an sich nicht in dem engen, zunftmässigen Verhältniss steht, wie der eine Gelehrte zum andern, theils weil die Litteraturgeschichte sich meist mit Grössen längstvergangener

Zeiten beschäftigt, für die man sich in Liebe und Hass naturgemäss weit weniger echauffirt, als für die Lebenden oder kürzlich Verstorbenen, die in der Gelehrtengeschichte mit Vorliebe behandelt werden. Doch auch hier hat falsche Methode Unfug genug gestiftet, selbst abgesehen von dem eben so kleinlichen, oft mesquinen, als unfruchtbaren Durchstöbern der Lebensverhältnisse eines Autors bis ins kleinste Detail.

So wie ein wissenschaftliches Werk das Product des Intellects ist, ist ein Gedicht das Product der Phantasie, freilich nicht der zügellosen, sondern der durch Kunst geleiteten. Diese Kunst zeigt sich gleicherweise in Wahl, Ausschmückung und Anordnung des Stoffes als in Beherrschung der Sprache und des Metrums.

Wie nun die Wissenschaft mit der Moral nichts gemein hat, als die freie, unbedingte Wahrheitsliebe, so hat die Thätigkeit des Dichters mit der dem menschlichen Charakter gestellten Aufgabe nur das gemein, dass für beide Anmuth, Concinnität und Harmonie das erste Gesetz sind. Denn wie der Dichter aus dem rohen Stoffe ein einheitliches, in sich abgeschlossenes, Kunstwerk zu schaffen hat, so soll auch der Mensch seinen Charakter gestalten, harmonisch und klar, so dass er im Glück wie im Unglück stets Maass zu halten, überall die richtige Mitte zu finden weiss.

So üben denn die Dichter auch stets einen bildenden, veredelnden Einfluss wie auf sich, so auf die Leser, jeder einzelne einen um so grösseren, je mehr seine Schöpfung in materieller wie formeller Hinsicht den eben erwähnten Anforderungen eines Kunstwerkes entspricht, und je mehr er selbst oder sein Leser von der Natur mit Anlage zu einem anmuthigen, concinnen und harmonischen Charakter ausgestattet ist.

So wenig jedoch, wie wissenschaftliche, braucht poetische Begabung mit besondern moralischen Anlagen verbunden zu sein, wenn auch selbstverständlich eine Anlage

die andere nicht ausschliesst. Daraus ergibt es sich, wie verkehrt es ist, die Werke eines Dichters hauptsächlich als Product, nicht seiner ästhetischen, sondern seiner moralischen Entwicklung zu betrachten.

Die Alten, zumal die Römer, fassten das Wesen des Dichters ganz anders.

Nach der Ansicht ihrer gebildetsten Denker, zu der sich Horaz ausdrücklich bekennt (de arte poetica V. 408 fgdd.), machten Natur und Kunst in harmonischer Vereinigung den Dichter. Man verlangte also von ihm, dass er mit Phantasie und Begeisterung den Stoff seiner Werke entweder schüfe oder, wo dieser bereits vorhanden, bildete und veredelte, und dass er seinem Stoff jene Vollendung der Sprache und Verskunst liehe, ohne welche das Alterthum sich ein Meisterwerk der Poesie nicht zu denken vermochte. Danach verstand sich von selbst der Anspruch, dass während des Dichtens er ganz von seinem Vornehmen occupirt (um poetisch zu reden, des Gottes, d. h. Apollos, voll) sein, es ihm mit seiner Sache unbedingt ernst sein müsste. Das erfordert auch das eigenste Interesse des Dichters. Wer, wie unter den Alten Ovid, unter den Neueren Heine, gelegentlich verräth, dass es ihm mit seiner Sache nicht Ernst ist, dass er selbst nicht an die Wahrheit seiner Darstellung glaubt, zerstört oder mindert selbst den Eindruck seiner Schöpfung. Denn der Leser flüchtet sich in die Poesie, um dort künstlerische, harmonische Eindrücke zu empfangen, nicht aber formlose Dissonanzen, da deren ihm das Leben genug bietet. — Auch bedingten schon die äussere Kunstfertigkeit und die zu dieser gehörigen Kunstgriffe in Sprache und Metrik einen solchen Ernst des Schaffens bei den alten Dichtern, wie er bei den um die Form weit weniger bekümmerten Neuern viel seltener angetroffen wird.

Im übrigen aber beschäftigten sich die Alten sehr wenig mit der Persönlichkeit ihrer Dichter (wie über-

haupt der Schriftsteller als solcher und der Künstler), was schon der Umstand beweist, dass sie der litterarischen Biographie nur geringe Aufmerksamkeit zuwandten; woher es sich auch erklärt, dass die aus dem Alterthum ziemlich zahlreich erhaltenen Biographien von Schriftstellern sehr kurz sind und über den Charakter derselben theils wenig, theils gar keinen Aufschluss geben. Man meinte eben, dass eines Mannes Charakter, ob weiss oder schwarz, lediglich seine eigene Angelegenheit sei und für eine Biographie nur soweit in Betracht komme, als derselbe durch seine Betheiligung am Staatsleben und an öffentlichen Aemtern auf Wohl und Wehe seiner Mitbürger influirt habe. Nun stand freilich, bei den Griechen wenigstens, Dichtern wie Künstlern nie etwas im Wege, die höchsten Ehrenstellen im Krieg und Frieden zu erreichen. Doch leuchtet ein, dass, wer ganz in der Kunst lebt, nicht etwa dem seit Alexanders d. Gr. Zeit so verbreiteten, von Horaz eifrig bekämpften Dilettantismus huldigt, es nicht oft zum grossen Staatsmann oder berühmten Feldherrn bringen, also nur selten den Stoff bieten wird, der den Historikern des Alterthums vor allem dankbar erschien.

Wie die Dichter und Künstler von den Biographen spärlich bedacht wurden, so dienten sie nie zum Gegenstand solcher Dichtungen, die uns vor allem den handelnden Menschen vorführen, also des Epos und der Tragödie. Ein „Tasso“, ein „Correggio“ waren im Alterthum undenkbar. Man meinte eben, dass die praktische Thätigkeit eines Mannes, der im Reich der Ideen leben soll, nicht leicht so bedeutend sein könnte, um Stoff zu einer epischen oder tragischen Dichtung zu geben.

Für die richtige Würdigung von Kunstwerken aber kam es nach der Ansicht der Alten lediglich auf den Grad der Ueberzeugung an, der ihnen an sich innewohnt, oder wo keine ernste Ueberzeugung beabsichtigt wäre, auf das Vergnügen, das sie dem Leser schaffen: der

Charakter ihrer Verfasser könnte, als eine ganz individuelle Erscheinung, weder für noch gegen den Inhalt zeugen, noch weniger selbstverständlich zur Vermehrung oder Verminderung des ästhetischen Genusses von Kunstwerken beitragen. Deshalb würde ein Dichter, der die Unzulänglichkeit seiner Begabung mit seinem Eifer für die sittlichen Ideale entschuldigt hätte — falls dies nicht als leere Formel der Bescheidenheit aufgefasst werden konnte — einfach lächerlich erschienen sein. Man lese nur, was Horaz darüber sagt, Ep. II, 3, 382—8.

Demnach sprechen sich auch die Alten oft genug dahin aus, man müsse die Person des Autors von seinen Werken scheiden. Höchstens merken sie es einmal missliebig an, wenn jemand, wie der Historiker Sallust, den unerbittlichen Sittenrichter spielt und zugleich durch seine Moralität öffentliches Aergerniss gibt.

Sehr lehrreich ist in dieser Hinsicht das zweite Buch von Ovids Tristien. Er weist dort nachdrücklich darauf hin, dass man den Charakter eines Poeten unmöglich nach seinen Werken beurtheilen dürfe, weil man sonst zu den seltsamsten Uebertreibungen gelangte. Er sagt u. a. (V. 357—60):

Nicht die Gesinnung bezeugt ein Gedicht: als harmlos Vergnügen
Will's mit ergötzlichem Stoff fesseln des Lesers Geschmack.
Accius*) wäre ja sonst voll Trotz, und Terenz ein Schmarotzer,
Stets voll wüthigen Grimms wäre der Epiker Schaar.

Freilich verdient hier Beachtung, dass Ovid seine eigenste Sache vertritt. Da nämlich unter den Gründen seiner Verbannung auch der Vorwand figurirte, er habe durch seine „Kunst zu lieben“ die Sitten der römischen Frauen verdorben, so nimmt er sich die ganz vergebliche Mühe, zu zeigen, dass die „ars amatoria“ nur für die Damen des Demimonde verfasst sei, und er dafür nach allem frühern Brauche unmöglich in einen Winkel

*) Der bedeutendste Tragiker Roms zur Zeit des Freistaats.

Scythiens habe verschickt werden können. Indess steht auch sonst hinlänglich fest, dass die Alten die Personen der Dichter wie der übrigen Autoren und der Künstler von ihren Werken möglichst zu trennen liebten. Besonders wichtig ist noch Ovids Versicherung, die eine Menge ganz unverdächtiger Zeugen bestätigt, es habe den Dichtern auch die Behandlung der verfänglichsten Stoffe nichts geschadet, weder in der Reputation, noch gar strafrechtlich. Wir werden uns dieser Bemerkung erinnern, wenn wir über des Horaz erotische Poesieen reden.

In der That kommt man bei jedem einigermassen bedeutenden Dichter auf die seltsamsten Widersprüche und Ungereimtheiten, will man die Persönlichkeit des Autors mit seinen Werken stets identificiren, statt bloss zu verlangen, dass der Dichter während der Zeit, wo er seinen Stoff bearbeitet, sich ihm ganz hingebe, ganz von seiner Wahrheit durchdrungen sei. — So wird z. B. Horaz, der Freigeist oder doch Sceptiker und Eclectiker, auf diese Weise Vertreter von Superstitionen, wie sie kaum die römischen Marktweiber seiner Zeit gehabt haben dürften. Man lese nur, was zu Anfang des Gedichtes an Galatea (III, 27) geschrieben steht. Ueberhaupt ist ein Dichter kein Philosoph und Systematiker, und schon deshalb die Forderung, dass er sich in seinen Anschauungen von göttlichen und menschlichen Dingen nie widerspreche, ungereimt.

Entsprechend der eben dargelegten Trennung des Dichters von seinen Schöpfungen verlangten denn auch die Alten, dass der Leser eines belletristischen Werkes eine allgemeine Bildung besitze, besonders auch in Mythologie und Geschichte bewandert sei, aber keineswegs, dass er grosse Studien über das Leben des bezüglichen Autors gemacht habe. — In der That ist es die eigene Schuld, und dabei der eigene Schade des Dichters, wenn er in seine Schöpfungen solche Details seines Lebens,

um einen Ausdruck Göthes zu brauchen, „hineingeheim-
nisst,“ die nur der professionirte Litterarhistoriker zu
erkennen vermag, und dadurch seine Werke dem grossen
Publicum unverständlich und ungeniessbar macht.

Leider nun haben die Neuern jene Trennung des
Dichters und des Menschen, wie sie die Alten als natür-
lich betrachteten, fast nie vollzogen; und wie Goethe bis
auf den heutigen Tag, angeblich zum bessern Verständ-
niss seiner Werke und seines Genius, der kleinlichsten
Spionage ausgesetzt gewesen, besonders in Bezug auf
seine Liebschaften, so hat auch Horaz zu unzähligen
Untersuchungen über die Details seines Lebens, die wich-
tigsten wie die winzigsten, den Stoff hergeben müssen.
Freilich waren sie wissenschaftlich in soweit gerecht-
fertigt, als die meisten Gedichte des Horaz sich mit
seinen persönlichen Geschicken oder denen seiner Freunde
und Feinde befassen oder doch ihren Ausgang nehmen
von Betrachtung der Verhältnisse, Personen und Bestre-
bungen, inmitten deren Horaz, ein ächtes Kind seiner
Zeit, lebte und webte, als ferner die Subjectivität, die
überhaupt in der römischen Litteratur sehr viel stärker
hervortritt, als in der griechischen, sich bei keinem mehr
geltend macht, als bei Horaz. Die Aufklärung dieser
Verhältnisse war um so nöthiger, freilich auch schwieriger,
als die Hülfe der anderweitigen Autoren des Alterthums,
selbst der alten Erklärer des Horaz, des Porphyrio und
des sog. Acron, uns hier sehr oft im Stiche lässt. Aber
auch so hat man in der Untersuchung von Lebensum-
ständen des Dichters viel zu viel des Guten gethan.
Ausserdem haben die meisten Fragen der geschilderten Art
vielmehr ein antiquarisches als ein litterarisches Interesse.

Nach dem Gesagten wird es mir der Leser dank-
wissen, wenn ich Leben und Charakter des Horaz so kurz
schildere, als dies bei einem, im Gegensatz zu so vielen
Dichtern, auch persönlich interessanten und bedeutenden
Manne möglich ist.

II.

Leben und Charakter des Horaz.

Das meiste, was wir von Horaz wissen, verdanken wir (wie ähnlich bei so vielen Autoren des Alterthums) seinen Werken. Ein dankenswerthes Supplement bietet die Biographie des Suetonius Tranquillus, eines der vielseitigsten Gelehrten Roms (seine Blüthezeit fällt in Hadrians Regierung), dessen für die Culturgeschichte und Litteratur der alten, zumal römischen, Welt so wichtige Schriften leider nur einen grossen Trümmerhaufen bilden. Aus seinem Werke über die Celebritäten Roms im Gebiet der Poesie, Geschichte, Beredtsamkeit, Philosophie, sowie der Grammatik und Rhetorik, also der beiden Wissenschaften, die den grossen Stilisten bilden müssen, sind uns ausser anderen, hier nicht in Betracht kommenden Fragmenten auch ein paar Biographien von Dichtern erhalten, theilweise allerdings mit starken Verderbnissen oder Zusätzen. Ziemlich gut überliefert ist dagegen die Biographie des Horaz, die sich in manchen Handschriften des Dichters findet, ohne den Namen des Sueton, dem sie jedoch Citate der alten Commentatoren des Dichters zuweisen. Sie zeigt formell und materiell so sehr alle Vorzüge und Mängel Suetons, einfache und präcise, aber trockene Darstellung, strenge Wahrheitsliebe und getreue Benutzung der Quellen, daneben aber eine Vorliebe für kleinliches, gelegentlich mesquines Detail, dass man leicht den Vogel an seinen Federn erkennt. Uebrigens ist sie wegen gewisser, nur in ihr erhaltener Nachrichten unschätzbar. Die handschriftliche Ueberlieferung findet man am vollständigsten in der Ausgabe der Fragmente Suetons von Hr. Reifferscheid. — Neben ihr sind die Biographien, die sich sonst in den Handschriften des Horaz finden — meist verkürzte und verwässerte Excerpte aus Sueton — ganz werthlos.

Einiges bieten die alten Erklärer des Horaz, was jedoch nit Vorsicht zu benutzen ist. Andere Autoren des Alterhums kommen kaum in Betracht.

Was die Neuzeit anlangt, so gibt es wohl kein Culturvolk Europas, das nicht mancherlei Werke über Leben und Dichtungen des Horaz aufzuweisen hätte. Eine genauere Vergleichung derselben, die natürlich dem Zwecke dieser Arbeit fernliegt, wäre interessant und wichtig, vielleicht weniger für Horaz, als für Erkenntniss der in moralischer, ästhetischer und culturhistorischer Hinsicht so verschiedenen Anschauungen der einzelnen Völker, denen die Verfasser jener Schriften entstammen. Eine jede Nation hat eben in Horaz das am meisten ngezogen, was ihr selbst am nächsten lag: und wo man ies bei ihm nicht fand, wurde es oft hineingetragen. — Den Engländern imponirte besonders seine praktische Lebensklugheit, den Franzosen seine weltmännische Feineit und Gewandtheit, die Deutschen waren eifrigst bemüht, seine Moralität zu sondiren, besonders ihn von en moralischen Beschuldigungen ältern wie neuern Urprungs reinzuwaschen, oder auch sein Leben, zumal den Verkehr mit Mäcenas, zu einer gemüthlichen Idylle zu estalten, während doch in der Erscheinung des Horaz ebensowenig als in seinen Werken eine Spur von Gemüthlichkeit, dieser speciell deutschen Pflanze, zu entecken ist. — Dazu kam das alte Unglück so vieler eutschen Philologen — die Phrase. — Eine Ausnahme ilden natürlich Lessings, des grössten deutschen Kritikers, Rettungen des Horaz', obschon auch sie, selbst abgehen von ihrem fragmentarischen Charakter, erhebliche Mängel haben. — Denn zunächst zahlte auch ein Lessing er allgemein verbreiteten Anschauung seiner Zeit in oweit Tribut, als er von des Horaz Dichtungen eine nseitig günstige Vorstellung hatte. Auch ist, was er ur moralischen Rettung des Horaz vorbringt, von uneichem Werthe. Demungeachtet findet sich auch in

diesem Schriftchen manche vortreffliche, eines Lessings würdige Bemerkung, die niemand vergessen soll, der über Horaz zu schreiben unternimmt. Wäre Lessing nicht in den ästhetischen Vorurtheilen seiner Zeit befangen gewesen, hätte er ferner das ganze Leben des Horaz seinem durchdringenden Scharfblick unterzogen, so wäre er der berufenste Biograph dieses ihm in so vieler Beziehung geistesverwandten Dichters gewesen.

Q. Horatius Flaccus wurde am 8. December d. J. 65 vor Christus in Venusia, einer römischen Colonie nahe der Grenzscheide zwischen Lucanien und Apulien, geboren. Sein Vater war ein Freigelassener, doch schon im Zustande der Freiheit, als der Sohn geboren wurde (Sat. I, 6, 7, 8). Nicht wenige Römische Dichter bis zur Kaiserzeit waren Sclaven oder Freigelassene, oder Söhne von solchen.

Mit Rücksicht darauf, dass Horaz unter den römischen Dichtern der ist, welcher am tiefsten in die Geheimnisse der griechischen Poesie eingedrungen, und am meisten Sinn für freie, von Zeit und Raum abgetrennte Menschlichkeit zeigt, mit Rücksicht ferner auf die ächt griechische Heiterkeit und Grazie seines Naturells, wie sie seine besten Dichtungen abspiegeln, darf man, falls über seine Voreltern eine Vermuthung gewagt werden soll, wohl schliessen, dass in seinen Adern griechisches Blut floss, und einer seiner Vorfahren durch irgend einen Zufall aus Griechenland oder Kleinasien, wie so viele Andere, nach Italien als Sclave verschlagen wurde.

Beachtenswerth ist ferner, dass Horaz von der Ostseite des Apennin stammte, welcher Strich Italiens ziemlich viele durch Talent und Eigenartigkeit ausgezeichnete römische Dichter hervorgebracht, wie Plautus, Ennius, Properz, Ovid.

Horaz erwähnt des Vaters Fürsorge für den Knaben mehrfach mit grosser Liebe und Dankbarkeit, während meist die Schriftsteller des Alterthums wenig Nachrichten über

den Einfluss der Eltern auf ihre erste Jugendbildung geben. Ueberhaupt sind wir über das Familienleben der Römer, zumal des Freistaates, schlecht unterrichtet. Es ist ein Jammer, dass die Satiren des Lucilius, sowie die antiquarischen Schriften Varros verloren sind: wir würden sonst über diesen, für die richtige Würdigung eines Volkes so wichtigen, Gegenstand besser urtheilen können. — Von der Mutter spricht Horaz nie, woraus man schliessen darf, dass sie entweder früh starb oder eine ziemlich untergeordnete, vielleicht auch pflichtvergessene Frau war.

Sein Vater war Einkassirer von Auctionsgeldern oder, wie nach Sueton manche glaubten, Salzfischhändler; vielleicht war er eins wie das andre gewesen. Er erwarb sich dabei einiges Vermögen. Da Venusia nur eine Winkelschule bot, brachte er den Sohn nach Rom, damals, auch was Bildungsanstalten betraf, das Haupt der alten Welt, zu den tüchtigsten Lehrern, bei denen Söhne aus den besten Familien lernten.

Der Curs für Anfänger war im Alterthum derart, dass die Knaben zuerst den Grammatikern, in reiferem Alter den Rhetoren übergeben wurden, zu welchem Zweck manche Grammatiker ein rhetorisches Propaedeuticum hielten.

Die erste Lectüre der Schulknaben (denn Töchterschulen sind ein Product der Neuzeit) waren im Griechischen Homers Ilias, im Latein die von Livius Andronicus in saturnischem Versmass verfasste Uebersetzung der Odyssee — man benutzte sie als Schulbuch, weil die Odyssee wegen ihrer localen Anklänge an Sicilien und Italien bei den Römern sehr populär war, obschon Sprache und Versmass des Gedichtes längst veraltet und kaum noch verständlich waren. Bald traten an Livius Andronicus Stelle Virgil — und Horaz selbst.

Horaz gedenkt nur seiner grammatischen Studien, die er bei einem tüchtigen, aber etwas pedantischen und zugleich prügelsüchtigen Grammatiker Orbilius absolvirte.

Er muss schnelle Fortschritte gemacht haben; denn er dichtete schon sehr jung griechisch (Sat. I, 10, 41 flgdd.). Auch hat er wohl schon vor der Reise nach Athen sich in lateinischen Versen versucht*). Sonst wissen wir aus seiner frühesten Jugendzeit nur, dass sein Vater ihn mit allem reichlich versah, was Knaben aus der Elite der Gesellschaft, die berühmte Schulen besuchten, zu haben pflegten, auch für Gestaltung und Stählung seines Charakters Sorge trug, was in einer Stadt wie das damalige Rom ebenso wichtig als schwierig war. Die heilsamen Folgen dieser frühesten Eindrücke hat Horaz sein ganzes Leben bewahrt.

Zur moralischen Bildung seines Sohnes, den er vor allem Mass zu halten anwies, bediente er sich mit Vorliebe der Beispiele und Geschichtchen von stadtbekannten Persönlichkeiten, wie es die praktischen Römer liebten. Schon Lucilius hatte dies in seinen Satiren gethan, und seinem Beispiel, wie dem des Vaters, folgt unser Dichter in Satiren und Episteln.

Vielleicht ein Jahr vor Caesars Ermordung ging Horaz nach Athen, wie so viele junge Römer seiner Zeit thaten, z. B. Ciceros Sohn und später Ovid, hauptsächlich um Philosophie zu studiren, deren Hauptsitz noch immer die Heimath des Socrates war, während auf andern Gebieten der Gelehrsamkeit andere Städte, vornehmlich Alexandria, ihr gleich standen oder auch den Rang abgelaufen hatten. — Zwar stagnirte die Philosophie damals und hatte keinen hervorragenden Vertreter. Doch that

*) Die Worte *natus mare citra* S. I, 10, 31 zeigen deutlich, dass Hor. seine griechischen Verse nicht in Athen verfasst. Dass er nach seiner Heimkehr aus dem Bürgerkriege, als die *paupertas audax* ihn antrieb, Verse zu machen, um die Gunst einflussreicher Römer zu gewinnen, mit griechischen Versuchen hervorgetreten sei, ist ganz unglaublich. Auch zeigen seine frühesten Satiren und Epoden bereits eine solche Kunstfertigkeit, wie sie nur nach eindringlichen, zugleich theoretischen und praktischen Studien in der Poesie denkbar ist.

ies der Lehrthätigkeit der verschiedenen Schulen und
ırem Eifer im Disputiren keinen Abbruch. Den Römern
lten Schlages war jenes Herumzanken der athenischen
'hilosophen ein Greuel. Hatte doch noch kurz vor Horaz
in Freund Ciceros, Lucius Gellius, der als Proconsul
Iacedoniens nach Athen kam, die Philosophen der Stadt
ısammengeführt und ernstlich ermahnt, nicht ihr ganzes
eben in Wortgefechten zu verbringen: er sei gern bereit,
enn sie ihre Controversen gütlich schlichten wollten,
ınen dabei in seiner Eigenschaft als römischer Würden-
äger seine guten Dienste anzubieten. — Desto mehr
ıgen sie das jüngere Geschlecht an. Mächtig wirkten
ıch zur Verbreitung der Philosophie bei den Römern
e Schriften Ciceros, die, soviel sie in wissenschaftlicher
insicht zu wünschen lassen, doch unbestritten den Zeit-
:nossen, wie der ganzen Nachwelt, eine Fülle von That-
.chen und Resultaten der griechischen Philosophie er-
hlossen und den Eifer für diese Wissenschaft stets
achgehalten haben.

Horaz nun machte es in Athen, wie die meisten
iner praktischen Landsleute. D. h. er verschrieb sich
inem bestimmten System, sondern nahm eclectisch aus
n verschiedenen Systemen, vornehmlich aus dem epi-
reischen, was ihm für das Leben brauchbar schien.
ıneben studirte er eifrig griechische Dichter, zumal den
·chilochus. — Leider nahm der Aufenthalt in der ihm
bgewordenen Stadt ein vorschnelles Ende. Die Er-
ırdung Caesars an den Iden des März im Jahre 44,
·lche die kaum aufathmende römische Welt wieder in
ıgjährige Wirren stürzte, machte Horaz, was er sonst
ıwerlich geworden wäre, zum Kriegsmann. Denn als
r Mörder Caesars, Marcus Brutus, im August des Jahres
ch Athen kam, trat Horaz mit vielen andern jungen
·mern in sein Heer. Er muss sich dort nicht übel ge-
ırt haben; denn er ward tribunus militum, d. h. Be-
.lshaber einer Legion. Eine römische Legion stand da-

mals unter sechs tribuni, welche in der Regel junge Männer aus möglichst vornehmen Geschlechtern waren. Deshalb erweckte es Neid, dass Horaz, der Sohn eines Freigelassenen, diese Ehre erlangte. — Mit dem Heer des Brutus zog er nach Macedonien und Kleinasien. Im Spätherbst des Jahres 42 aber bereitete die Doppelschlacht bei Philippi seiner kriegerischen Laufbahn ein schnelles Ende. Horaz rettete sich durch die Flucht, wie der grössere Theil des Heeres. Er sagt selbst zu Pompejus Varus, mit dem er während des Kriegslebens Freud und Leid getheilt hatte:

> Mit dir vereint durchmass ich in schneller Flucht
> Philippis Feld, wo ruhmlos den Schild ich liess.

Da er seinen Freund zum Zeugen des Factums anruft, so ist es ganz unwahrscheinlich, dass der Verlust des Schildes eine Fiction sei, hervorgerufen durch das Verlangen, sich seinen poetischen Vorbildern, Archilochus, Alcaeus und Anacreon, denen ein ähnliches Malheur passirt war, gleichzustellen, mag ihn auch ihr Beispiel veranlasst haben, dies selbst in seinen Gedichten zu berichten —, selbst abgesehen, dass Horaz zu sehr Römer war, um dergleichen, wenig ehrenvolles, zu erfinden, und besagter Freund, ein ergrauter Kriegsmann, schwerlich die Feinheit jener litterarischen Reminiscenz auch nur verstanden hätte. — Dass Horaz bei der Flucht nicht wohl zu Muth gewesen, bezeugt auch das Folgende:

> Doch mich entführte schnell durch der Feinde Reihn
> Mercur, den bangen hüllend in Nebelsnacht.

Andererseits thut man Unrecht, Horaz aus jenem Geständniss einen besonderen Vorwurf zu machen. Selbst abgesehen von dem Problem der Philosophen, ob der soldatische Muth mehr das Product physischer oder moralischer Begabung sei — auch die grössten Heerführer sind gelegentlich um ihr Leben gelaufen, so Hannibal nach der Schlacht bei Zama, Napoleon nach Waterloo. — Horaz aber war weder seinem Körper nach, da er

öfters Krankheiten zu bestehen hatte*), noch nach seiner geistigen Richtung, die ihn zum Studium und zur Poesie einerseits, zu beschaulicher Betrachtung und zum behaglichen Lebensgenuss andrerseits trieb, gemacht zum Soldaten. Auch mochte seine kritische, sceptische Natur, ıachdem der erste Enthusiasmus verflogen war, bald begreifen, dass die Zeit der Republik vorüber war, und es sich nur noch darum handelte, wer ihre Erbschaft anzutreten hätte, sowie andererseits die Räubereien und Gewaltthaten, in denen Brutus und Cassius, wie ihre Parteigenossen, den Triumvirn nichts nachgaben, unmöglich seine Begeisterung für die republicanischen Ideale ıähren konnten. — Ausserdem wissen wir, dass schon vor der Schlacht im republicanischen Lager kein rechter Glaube an einen glücklichen Ausgang des Krieges vorıanden war.

Mit dieser Episode schloss des Horaz militärische Laufbahn: denn er hat sie nie wieder aufgenommen. Als Augustus (so wollen wir ihn ein für allemal nennen, obvohl er erst 27 v. Chr. diesen Ehrennamen erhielt) vor einem letzten Ringen mit Antonius in Italien starke Aushebungen veranstaltete, verschonte er unsern Dichter, ler mit Maecenas, welchem die Sorge für Rom und Italien ibertragen war, zu Hause blieb (Porphyr. zu Epod. 1, 7).

Horaz kehrte, von der Amnestie, welche die Triumirn den Ueberresten des republicanischen Heeres gewährten, ebrauchmachend, im Lauf des Jahres 41 nach Italien urück. Bei dieser Gelegenheit scheint er im adriatischen Ieer sowie am lukanischen Vorgebirge Palinurus ernste efahren bestanden zu haben. Auch später gerieth er, m dies beiläufig zu erwähnen, noch zweimal in Lebensefahr. Ein alter, vom Zahn der Zeit gehöhlter Baum eines sabinischen Grundstücks stürzte plötzlich über ihm usammen, so dass er sich kaum zu retten vermochte. Ein-

*) *imbellis ac firmus parum;* Epod. 1, 16.

mal begegnete er auch unbewaffnet einem riesigen Wolfe, der jedoch, als er ihn sah, Reissaus nahm. Dies Ereigniss gab den Anlass zu dem noch heut so oft gesungenen Gedicht „integer vitae scelerisque purus“.

Als er nach Rom zurückkam, befand er sich in einer schlimmen Lage. Sein Vater war gestorben, wir wissen nicht, wann; sein Vermögen war von den Triumvirn confiscirt. So blieb ihm zunächst nichts übrig, als sich das Amt eines Schreibers bei einem Quaestor zu verschaffen. Der Stand der öffentlichen Schreiber bildete seit alter Zeit in Rom eine ehrbare, nicht einflusslose Zunft. Damals war er jedoch auch schon von der allgemeinen Corruption angefressen.

Wenn ihn nun auch keine Nahrungssorgen drängten, (wie denn überhaupt für einen Mann von der Bildung des Horaz im damaligen Rom kaum zu fürchten war, dass er Hungers stürbe), so konnte er sich doch begreiflicherweise mit seinem augenblicklichen Stande nicht befreunden; auch fand er an seinen Collegen, im besten Fall ehrlichen, jedenfalls aber langweiligen und pedantischen Federfuchsern, wenig Gefallen. Deshalb überwand er seine Schüchternheit, und trat mit poetischen Versuchen vor das Publicum. Schon sehr jung hatte er, wie wir gesehen, griechisch, vermuthlich auch lateinisch, gedichtet. Seine uns vorliegenden Poesien reichen bis zum Jahr 41 zurück. Zugleich der innere Drang und das Bestreben in eine würdigere Position zu gerathen, veranlassten ihn einige Satiren und Epoden zu publiciren. Es geschah dies keineswegs des Honorars wegen. Honorare sind ein Product der Buchdruckerkunst, und auch nach deren Erfindung nur sehr allmählig über den Betrag eines Taschengeldes hinausgegangen. In alter Zeit, wo die Vervielfältigung der Bücher soviel kostspieliger und umständlicher war als jetzt, gaben die Buchhändler den Autoren nichts für den Verlag ihrer Werke, oder im besten Fall ein Butterbrod. Dagegen kam es öfter als heute vor, dass

angesehene Männer talentvollen Schriftstellern, denen es an Mitteln mangelte, die Möglichkeit gewährten, sich in freier Musse ganz ihren Arbeiten zu widmen, in der richtigen Erkenntniss, dass die, bei den neuern Litteraten, zumal den deutschen, nicht seltene, Hungerkur auch den begabtesten Autor bald ruiniren, jedenfalls an der vollen Entfaltung seines Genius verhindern muss.

Die litterarische Empfänglichkeit des römischen Publicums war zur Zeit, als Horaz auftrat, nicht gering. Es ist ein bewunderungswürdiges Zeugniss für die Kraft der römischen Natur, dass bei der tiefen Erregung und Zerrüttung, welche die langdauernden Convulsionen und Kämpfe der Republik von Sulla bis Augustus hervorbrachten, in der Litteratur die Prosa ihre höchste Vollendung erreichte, die Blüthe der Poesie wenigstens angebahnt wurde. Diese geistige Spannkraft der Römer lässt sich nur vergleichen mit ihrer körperlichen Virtuosität neben den Strapazen des Kriegslebens die grössten Schlemmereien guten Muths zu überdauern. — Auch das ist im höchsten Grad bemerkenswerth, dass, wenn auch die Prosa begreiflicherweise, wenigstens in ihren wichtigsten Zweigen, der Beredtsamkeit und Geschichte, sich von den Parteien und Interessen des Augenblicks weniger emancipirte, eine Menge Poesieen der Jahre 60—30 eine Ruhe und so zu sagen Harmlosigkeit in Auswahl und Behandlung von Stoffen zeigen, wie man sie kaum bei den deutschen Poeten der philiströsen Zeiten vom Ende des siebenjährigen Krieges bis zur französischen Revolution findet. Uebrigens ist eine ähnliche Erscheinung bei vielen französischen Dichtern der Revolution beobachtet worden.

Es wird später der Ort sein, über die verschiedenen Richtungen und Tendenzen der Dichter dieser Zeit zu sprechen. Horaz gewann durch einige Satiren (2, 3, 4 des ersten Buches), obwohl sie etwas Scandal erweckten, die Freundschaft der Häupter der neuen Dichterschule, des Varius und Virgil. Durch beide wurde er im Jahre 39

dem Gaius Cilnius Maecenas empfohlen, der ihn nach einem Anstand von neun Monaten unter seine Freunde aufnahm. Mit diesem blieb Horaz bis an sein Lebensende unzertrennlich verbunden. Maecenas machte ihn auch mit Augustus bekannt, mit dem er dann gleichfalls bis zu seinem Tode in freundschaftlichen Beziehungen stand.

Maecenas stammte aus einer vornehmen etruscischen Familie, die schon seit Jahrhunderten in Rom ansässig war. Er wurde früh, wir wissen nicht wie, vertraut mit Augustus, der einige Jahre jünger war als er. Während sein Geschmack wie auch seine Gesundheit ihn wenig ermunterten an den Kriegen seines Freundes theilzunehmen, leistete er ihm wichtige Dienste als Diplomat und in bürgerlichen Angelegenheiten. Bei dem Riesenwerk der Umgestaltung des Freistaates zur Monarchie, das Augustus nach dem Ende der Bürgerkriege vornahm, war er eifrig betheiligt. Doch hat er nie die curulischen Ehrenämter begehrt: obwohl er leicht hätte mit dem Titel eines Consuls in dem officiellen Kalender prangen können, blieb er sein ganzes Leben römischer Ritter, hatte jedoch mehr Macht als Dutzende gewesener Consuln. Erst gegen Ende des Lebens wurden seine Beziehungen zu Augustus kälter, sein Einfluss geringer. Seine milde, bequeme Natur, aus der er sich nur zuweilen zu energischen Thaten aufraffte, machte ihn zum Freund der Litteratur, vor allem der Poesie, und es ist nicht zu bezweifeln, dass auch die Gunst, die Augustus den Schriftstellern bewies, grossentheils seinem Einfluss beizumessen ist.

Maecenas selbst war zwar nichts weniger als ein grosser Dichter: er machte Verse in Nachahmung des Catullus, aber nicht mit seinem Geiste. Spielereien und Künsteleien machten sie wenig geniessbar; noch weniger freilich fand, aus gleichem Grunde, seine Prosa Beifall. Wir haben noch einige Zeilen des Augustus an Maecenas, worin er ihn wegen seines geschmacklosen Stiles weidlich verspottet. Für die sittlichen Ideale der Poesie hatte

er wenig Verständniss: er war eine milde, für griechische Bildung und griechische Humanität empfängliche Natur, aber übrigens ausgesprochener Epicureer, der schwärmerisch am Leben hing, obwohl es ihm trotz seiner grossen Reichthümer durch Krankheiten, zuletzt auch durch Schlaflosigkeit stark verkümmert wurde. Gelegentlich setzte er die Welt durch seine Thätigkeit, ja durch seine Energie in Erstaunen, am liebsten aber ergab er sich orientalischem Luxus und einer selbst bei seinen Zeitgenossen, die doch für dergleichen Laster milde Richter waren, anstössigen Ueppigkeit und Weichlichkeit. — Desto mehr hatte er Sinn für die aesthetische Seite der Poesie; und während seine eignen Werke wenig Geschmack zeigten, bewies er ein feines Urtheil bei Auswahl der Dichter aus der Schaar der sich herandrängenden. Unter denen, die er durch seine Gunst auszeichnete und oft genug materiell unterstützte, Varius, Virgil, Horaz, Properz, Marsus, Melissus, war, soweit wir absehen, kein unbegabter oder geschmackloser. Auch hütete er sich, auf ihren Geschmack zu influiren, und wenn er gelegentlich an sie ungehörige Forderungen stellte, besonders, entsprechend der Vorliebe seiner Zeit, das Ansinnen, des Augustus Thaten oder gar seine durch ein Epos zu verherrlichen, nahm er es nicht übel, dass seine Schützlinge, weil sie sich nicht zum Epos befähigt hielten oder aus andern Gründen, ihm einen Korb gaben.

Aber nicht bloss das Interesse für die Litteratur war es, das Maecenas und mit ihm Augustus den Dichtern, Künstlern u. s. w. geneigt machte. Es veranlasste dazu beide auch politische Berechnung, schon in den Jahren, die dem Augustus den Weg zur Herrschaft bahnten, noch mehr als er durch die Schlacht bei Actium zum unbestrittenen Alleinherrscher der römisch-griechischen Welt wurde.

In der republicanischen Zeit hatten die Römer, soweit sie sich nicht, was selten genug geschah, vom Staatsleben gänzlich zurückzogen, die Beschäftigung mit

der Litteratur, zumal der Poesie, lediglich als Beiwerk betrachtet, als Erholung der nicht allzu reichlich bemessenen Mussestunden. Die Beschäftigung mit der Litteratur hatte zwar schon seit der Zerstörung Carthagos bedeutende Fortschritte gemacht, die Verachtung gegen die Dichter, wie sie die grosse Mehrzahl der Zeitgenossen des Plautus und Ennius charakterisirt hatte, war allmälig geschwunden, aber doch glaubten noch zu Ciceros Zeit die Römer ihre litterarische Thätigkeit entschuldigen zu müssen. Fühlte sich doch selbst Sallust, der im Jahre 34 v. Chr. starb, noch veranlasst in dem Vorwort des Catilina nachdrücklich darauf hinzuweisen, dass man auch als Schriftsteller sich um den Staat Verdienste erwerben, die römische „virtus“ bethätigen könne; und dabei war Sallust doch Historiker, und die Historie war damals schon durch eine Reihe von Werken, grösstentheils der vornehmsten Römer, in der Litteratur vertreten, Werken, die freilich fast ohne Ausnahme, entgegen den Intentionen Sallusts, mehr sachlichen als formalen Werth hatten.

Als die höchste Gewalt des Staates, so sehr auch der äussere Schein der Freiheit blieb, von Senat und Volk in die Hände eines Einzigen überging, musste für die bisherigen Bestrebungen der Römer ein Ersatz geboten, den regsamen Naturen ein neues Feld dankbarer Thätigkeit geschafft werden.. Für die grosse Menge genügten freilich die Kornvertheilungen und Spiele, zumal das damals zu künstlerischer Vollendung gelangte Ballet, der Pantomimus, als dessen Protectoren ausdrücklich Maecenas und Augustus genannt werden. Sehr bezeichnend ist es, dass Pylades, neben Bathyllus der renommirteste Pantomime seiner Zeit, als einmal, wie so oft später, seine Rivalität mit einem Collegen durch den Einfluss der beiderseitigen Cliquen Unruhen im Volk hervorgerufen hatte, dem Augustus, der ihm darüber Vorwürfe machte, trocken erwiderte: „du bist undankbar, Herrscher. Lass sie sich mit uns die Zeit vertreiben!“

Allein der Pantomimus war nicht nach Jedermanns Geschmack, und noch weniger reichte er für höher strebende, edlere Naturen aus. Diesen musste durch Förderung und Verklärung der bis dahin in mässiger Achtung verbliebenen Schriftstellerei ein neues, zugleich harmloses und nützliches oder schlimmsten Falls nicht schädliches, Feld der geistigen Thätigkeit geboten werden. Sehr gewichtig ist in dieser Hinsicht das Zeugniss Suetons, der im Leben des Augustus Cap. 89 sagt: „die Talente seiner Zeit förderte er auf alle Weise. Die Vorlesenden hörte er gütig und geduldig an, nicht bloss die Dichter und Historiker, sondern auch die Rhetoren und Philosophen.“ Oeffentliche Vorlesungen waren nämlich damals in Rom durch Asinius Pollio, den Zeitgenossen des Augustus, eingebürgert: sie waren das Mittel, durch welches sich angehende Schriftsteller in weitern Kreisen bekannt machten. Aber auch anerkannte liebten auf diesem Wege zunächst einer kleinen Schaar auserwählter ihre neusten Producte mitzutheilen. Diese Art des litterarischen Verkehrs dauerte fort im 1. Jahrhundert n. Chr. und nahm sogar in diesem excentrische Dimensionen an. Gar oft bezahlte der Autor das zur Vorlesung geladene Publicum.

Von jenen monarchischen Gunstbezeugungen fielen allerdings nur einige Strahlen auf die wichtigsten Gebiete der Prosa, Geschichte und Beredtsamkeit, die zu leicht in die Freimüthigkeit der alten republicanischen Zeit verfielen. Desto reichlicher ergossen sie sich auf die Poeten.

Augustus war zwar ebenso wenig Dichter wie Mäcenas: er war eine staatsmännische, durchaus praktisch angelegte Natur, so dass er Menschen und Verhältnisse klar und kühl durchschaute, und so zugleich sich die Herrschaft erwarb und sicherte und dem römischen Volk, das er nach so langen Stürmen in den Hafen brachte, die grössten Dienste erwies. Wie sein Adoptivvater, der Dictator, und so viele hochgestellte Männer aus Ciceros Zeit trieb er gelegentlich Poesie. Er machte Epigramme

im Geschmack des Catull, verfasste auch ein didaktisches Gedicht über das ihm wohlbekannten Sicilien in Nachahmung des Lucrez (beide Dichter galten zur Knabenzeit des Augustus als die anerkannten Häupter des römischen Parnass; über sie wird noch später zu sprechen sein) und wohl angeregt durch diesen (I, 716 fgdd.), aber ohne besondern Erfolg. Dagegen half ihm sein durchdringender Verstand, wirkliche Talente der Poesie richtig zu erkennen und zu würdigen, gerade wie Mäcenas. Und er sah zugleich ein, wie sehr sie ihm nützen könnten; auch hatte er bei der Richtung, die er der Poesie gab, gar nicht nöthig, dem altrömischen Geschmack sowie dem neuen Zeitgeist Gewalt anzuthun.

Eine politische Comoedie, nach Art des Aristophanes, war schon in den blühendsten Zeiten des Freistaates nicht im Geschmack der Römer gewesen. Für die ältesten römischen Dichter bis zur Zerstörung Carthagos, die sich ausnahmslos in gesellschaftlich wie materiell gedrückter Lage befanden, verbot sie sich schon von selbst. Ueberhaupt war die politische Dichtung nur mässig von den Römern cultivirt. Aus diesem Grunde, und da die veränderte Verfassung von selbst eine Beschränkung der Redefreiheit mit sich brachte, war von der Poesie eine energische Opposition kaum zu fürchten. Lobpreisende Reminiscenzen an die republicanische Zeit, selbst wenn sie hart an die Grenzen der Monarchie streifte, waren unverfänglich. Augustus sagte ja, dass er keineswegs gekommen sei, um die altrömische „virtus“ zu vernichten, sondern um sie zu verjüngen. Da ferner die Dichter, je mehr sie dem neuen Regiment sich accommodirten, desto mehr auf Belohnung oder, wo diese nicht verfing, auf Anerkennung rechnen durften, wogegen sie bei starrer Opposition, selbst abgesehen von äusseren Hindernissen, von der gefügigen und versöhnlichen Stimmung der durch die langen Kriege ermatteten Bürgerschaft wenig Beifall und Stütze erhoffen konnten, überhaupt überall das Be-

lürfniss nach Ruhe und Erholung überwog, so kam die ʾoesie dem Augustus auf halbem Wege entgegen.

Horaz, der feine Menschenkenner, weist in seinem 3rief an Augustus sehr gut auf die politischen Folgen es pilzartig aufgeschossenen Eifers für Versmacherei, atürlich mit Grazie, nicht wie der Pantomime Pylades V. 117 fgdd.):

b wir es können, ob nicht, doch schreiben wir sämmtlich Gedichte.
ber bedenke zugleich, welch nützliche Folgen die Verswuth
eut und der harmlose Wahn! Nicht leicht ist die Seele des Sängers
ierig nach schnödem Gewinnst; nur an Verse ja, Verse nur denkt er.
7ird er bankrott, brennt ab er, entlaufen die Sclaven — er lacht nur.
icht den Genossen umspinnt er mit Trug und den pflegebefohlnen
:ündel; er lebt von Gemüse mit Brod von der schlechtesten Sorte.
war ist er wenig geschickt zum Soldaten, doch nützlich dem Staate,
ibst Du nur zu, dass Kleines im Stand ist, Grosses zu fördern.

Ich bitte das eben Ausgeführte keineswegs als Abhweifung zu betrachten. Es war nothwendig um die 7andlung in Horaz zu erklären, der, wie wir gesehen, ıerst dem Mäcenas, dann durch diesen dem Augustus ›kannt und werth wurde. Horaz that eben nichts anderes, s was eine Menge der besten Männer, von gleicher ɘsignation getrieben, thaten. — Augustus hatte seit dem rusinischen Kriege im Jahre 40 die Wüthrichsnatur gelegt: nur gelegentlich kam später das Gewaltthätige ines Wesens noch zum Vorschein, und beinah stets mit tem Grunde. Er that viel, um sich den Dank des Volkes, › Anerkennung der Bessern zu erwerben. Von einer ›rstellung der Republik konnte seit der Schlacht bei :ilippi aus innern und äussern Gründen nicht entfernt › Rede sein. Unter den vorhandenen Bewerbern um › höchste Gewalt nun war durch Talent und Tüchtigit keiner so berechtig als der Adoptivsohn des Dicta-'s Caesar, der Geschlechtsgenosse der sagenhaften Könige ı Alba Longa und des Gründers der ewigen Stadt. t ihm musste sich versöhnen, wem die Integrität und

Erneuerung des römischen Reiches, das ernstlich in Trümmer zu gehen drohte, am Herzen lag. Horaz also machte seinen Frieden mit dem Triumvirn, indem er bei sich denken mochte, was der edle und vornehme Messalla Corvinus, der politisch ganz dieselben Wandlungen erlebt hatte, wie Horaz, einmal dem Augustus ins Gesicht sagte: „ich habe immer auf der bessern Seite gestanden“.

Obwohl er die Stelle eines Secretärs bei Augustus ablehnte, auch sich persönlich ferner von ihm hielt als der Imperator wünschte, nahm er doch seine Gunstbezeugungen an, verherrlichte ihn in seinen Gedichten, und setzte ihn bei seinem Tod zum Erben ein. Diesem nun gereicht es wieder zur Ehre, dass er die Ablehnung seines Anerbietens ohne Empfindlichkeit hinnahm, sowie es für sein vorhin gerühmtes Urtheil zeugt, dass er stets von der Vortrefflichkeit der horazischen Poesien überzeugt blieb, obwohl Horaz, wie Virgil, manche Anfechtungen litterarischer Coterien oder persönlicher Feinde zu dulden hatte.

Durch die Freigebigkeit des Mäcenas erhielt er im Jahre 31 ein Landgut mit der gehörigen Einrichtung in dem von den Römern seiner gesunden Luft wegen geschätzten Sabinerland. Es muss nicht ganz unbedeutend gewesen sein, da acht Sclaven auf demselben arbeiteten. Die Freude über dies Geschenk und den Genuss, den es ihm gewährte, beschreibt er anmuthig Sat. II, 6. Auch in Tibur besass er ein Landhaus. Tibur, das heutige Tivoli, der Sage nach von Griechen gegründet, wird wegen seiner anmuthigen Lage oft von den römischen Dichtern gepriesen, von keinem häufiger und inniger als von Horaz.

Italien hat dieser seit seiner Rückkehr von Philippis Schlachtfeld nicht wieder verlassen. Einmal, im Jahre 37, machte er eine Reise nach Brundisium mit Mäcenas, der in einem diplomatischen Auftrage dahin gesandt war; seine Erlebnisse dabei schildert er, artig genug, in der 5. Satire des ersten Buches — mit Nachahmung des Lucilius, der im dritten Buch seiner Satiren eine Ver-

ıügungsreise nach Unteritalien und Sicilien launig behrieben. — Sonst blieb er zu Hause, obwohl er gegentlich Aufforderungen erhielt mit einflussreichen Leuten die Provinzen zu gehen, was die minder bemittelten ömer oft thaten, um ihren Finanzen aufzuhelfen, wie B. Catull aus gleichem Grunde, nachdem er das Verltniss zur Lesbia gelöst, mit dem Praetor Memmius ch Bithynien reiste, leider ohne Erfolg, da Memmius les in seine Tasche steckte.

In Rom verweilte Horaz selten. Der Lärm und Qualm r Weltstadt, jenes Sammelplatzes der alten Welt, in n schon damals sich Westen und Osten ergossen, sowie e zahlreichen Verpflichtungen, die sie dem Bewohner ıferlegte — denn die Römer sahen streng auf Herkommen ıd Etiquette — waren ihm unbequem, grade wie dem ırgil, der darum meist in Neapel oder Sicilien lebte. əshalb war er meist auf seinem Gut im Sabinerland oder ıf seiner Villa in Tibur, bei dem Hain des Gründers der adt, Tiburnus. Noch im 2. Jahrhundert n. Chr. zeigte an dieselbe. Auch Tarent hat er gelegentlich besucht p. I, 7, 45). Bei einer solchen Gelegenheit scheint er ıch seine Heimath Venusia und den in der Nähe gegenen Quell der Bandusia, den er in den Oden (III, 13) ›singt, wiedergesehen zu haben. — Nicht selten suchte auch am campanischen Meeresufer Stärkung. — Die ınkünfte seines Landgutes, wie gelegentliche Geschenke ›s Maecenas und Augustus, befreiten ihn von allen ahrungssorgen. — Uebrigens hatte er eine schwache rust und war öfters krank, besonders an Gicht, wie er ›nn auch nicht besonders alt geworden ist.

Die freie Zeit theilte er zwischen Vergnügungen, erkehr mit den Freunden, Studien und Poesie.

Freunde hatte er viele, darunter eine Menge, die entweder ırch gesellschaftliche Stellung oder durch litterarische eistungen oder durch beides ausgezeichnet waren. Von manıen andern wissen wir freilich kaum mehr als die Namen.

So war er liirt mit Vipsanius Agrippa, dem angesehensten Mann des Reiches nach Augustus und dessen Schwiegersohn nach des Marcellus Tode, einem erfahrenen Kriegs- und Staatsmann, der sich gelegentlich auch um die Litteratur bekümmerte, jedenfalls für das Lob der Dichter nicht unempfänglich war; mit Tiberius Claudius Nero, dem spätern Kaiser, der in seiner Jugend eine gelehrte philologische Bildung erhielt, damals auch in Prosa und Poesie ganz der neuen Richtung huldigte; mit Sallustius Crispus, dem Grossneffen des Historikers und von ihm adoptirt — in seiner Jugend, falls er derselbe ist, den Horaz in der 2. Satire des 1. Buches verspottet, ein grosser Roué, später aber zum Bessern bekehrt, in hoher Gunst bei Augustus und Tiberius. — Ferner sind zu erwähnen seine Beziehungen zu Asinius Pollio, einem ehrenwerthen und unbeugsamen Staatsmann der augusteischen Epoche, dessen Opposition nur zuweilen den Eindruck persönlicher Rancüne machte, ähnlich wie seine scharfen Urtheil über litterarische Grössen manchmal an unbedeutenden Aeusserlichkeiten hafteten. Auch als Redner, Historiker und nebenbei Tragiker hatte sich Pollio einen Namen gemacht. — Intimer war des Horaz Verhältniss zu Valerius Messalla, aus einem der ältesten Geschlechter Roms, der gleichfalls den altrömischen Freimuth in Worten und Thaten nicht verläugnete, aber, den Zeiten entsprechend, überall die Milde zeigte, welche Pollio in Leben und Schriften vermissen liess. Er war nächst Augustus und Mäcenas der eifrigste Patron der Poeten jener Zeit. Bei ihm verkehrten Tibull und seine Schüler in der Dichtkunst, Lygdamus, Sulpicia und der Verfasser des Panegyricus auf Messalla, der zu Anfang des vierten Buches von Tibulls Dichtungen steht. Als Beweis des Muthwillens, der in seinem Hause getrieben wurde, sind uns geblieben die Priapeen, eine Sammlung guter und schlechter Scherze auf den Beschützer der Gärten und Felder, Priapus, ohne

weifel zusammengelesen von den Statuen des Gottes,
ie sich in Messallas und seiner Freunde Gärten fanden,
nd verfasst von den gebildetsten Männern.

Unter den Dichtern stand keiner dem Horaz näher
ls Virgilius und Varius, welche Freundschaft ihren Tod
lenn sie starben beide vor ihm) überlebte. Durch sie
ar er mit Mäcenas bekannt geworden: auch die vollste
ebereinstimmung in Bezug auf das, was die Poesie
acht, sowie auf die Wege, welche gerade die römischen
ichter ihrer Zeit einzuschlagen hätten, herrschte zwischen
nen, und, wie wenigstens von Virgil und Horaz fest-
teht, harmonirten auch im Wesentlichen die Charaktere.
s traf sich glücklich für die römische Poesie, dass die
eiden bedeutendsten Dichter der frühern Zeit des Augustus
o neidlos und einträchtig zusammenwirkten, gerade wie
u Anfang dieses Jahrhunderts, trotz aller Verschieden-
eit ihrer Naturen, Goethe und Schiller. Ihre Autorität
ar dann bestimmend für alle späteren. Auch mit dem
legiker Tibullus war Horaz eng verbunden. Den Properz
rwähnt er nicht, sowie dieser seiner nicht gedenkt, was
uffällig ist, da die neu aufgetretene Dichterschule sonst
i gegenseitigen Empfehlungen und Anpreisungen nicht
parsam war. Deshalb scheint es nicht unglaublich,
ass zwischen beiden ein Missverhältniss bestand, wenn
uch zur Eifersüchtelei schon wegen der Verschiedenheit
er von ihnen vertretenen Dichtungs-Gattungen gewiss
ein Grund vorlag. — Noch vereinte Horaz Freundschaft
iit dem, wie so oft in Rom vorher und nachher, zu-
leich als Grammatiker und Dichter thätigen Valgius,
iit dem Grammatiker Plotius Tucca, der bekanntlich
ach Virgils vorzeitigem Tode mit Varius die Aeneide
erausgab, nicht immer ganz glücklich und geschickt,
iit dem Historiker Octavius u. a. Auch auf das jüngere
eschlecht übte er Anziehungskraft, wie das Zeugniss
vids (Trist. IV, 10, 49, 50) und sein eigenes zeigt
carm. IV, 3, 13 fgdd.) zeigt. Eine Reihe litterarischer

Notabilitäten der ältern Zeit, mit denen er, seit er als Dichter auftrat, befreundet war, enthält das Ende der, im J. 35 verfassten, letzten Satire des ersten Buches. Nur ist dort aus einem bestimmten Grunde Augustus weggelassen, der dafür im Anfang des folgenden Buches (V. 84) erwähnt wird.

Als ein sichtbares Zeichen dieser Freundschaft stehen da die zahlreichen Gedichte, welche er an die genannten und andere Persönlichkeiten richtete. Den Löwentheil hat natürlich Mäcenas, dann, obwohl er von ihm weit öfter in der dritten Person spricht, Augustus, der sich übrigens beklagte, dass Horaz sich so selten in seinen Gedichten an ihn wendete. Die allermeisten aber werden mit einem Gedicht abgefunden, gleichviel ob sie vornehm oder gering, berühmt oder obscur waren. Bei manchen angesungenen Persönlichkeiten trug Horaz wohl auch Rechnung ihrer häufig sehr unverblümt ausgesprochenen Begier durch ein Lied verherrlicht zu werden und irgendwie auf die Nachwelt zu kommen.

Dem Mäcenas sind auch alle Werke gewidmet, die Satiren, Epoden, Oden und Episteln, was, wie die Alten meist pflegten, in schlichter Weise dadurch angedeutet wird, dass je das erste Gedicht der bezüglichen Sammlungen an ihn gerichtet ist.

Der persönliche oder schriftliche Verkehr des Horaz mit Mäcenas, wie er aus den Gedichten hervorgeht, steht einzig da im Alterthum, vielleicht auch in der Neuzeit. Horaz war dem Mäcenas, der ihm das edelste aller Güter, die Unabhängigkeit, verschafft hatte, von Herzen zugethan und aufrichtig dankbar. Aber die Selbständigkeit, die jedem bedeutenden Geist innewohnt, und, um mit Horaz zu reden, der durch Verdienst erworbene Stolz machten es ihm unmöglich, sich seines Ich zu Gunsten des Freundes zu entäussern. Auch in der Poesie erkennt er den Mäcenas nicht sowohl als Richter an, sondern als Schüler, mag auch gelegentlich ein Compliment für

ın einfliessen. Er braucht ihm gegenüber die stolzen Vorte (epist. I, 19, 21 fgdd.):

[uthvoll lenkte zuerst ich den Schritt auf nimmer betretenen 'fad; nicht ging ich die Strasse des Volks. Wer seinem Talent traut,
enkt als Führer den Schwarm.

łewöhnliche Naturen sehen in solchem Benehmen Unank: es gereicht dem Mäcenas zum Ruhm, dass er trotzem, wie noch sein Testament beweist, seinem Schützng bis zum Grabe treu blieb. Wer die Stellung des Ioraz gegenüber dem Mäcenas in anschaulichster Kürze ennen lernen will, lese die siebente Epistel des 1. Buches: ie macht beiden Ehre.

Obwohl Horaz sich öfter von Mäcenas losmachte, B. einmal, als er von ihm, der in Rom weilte, sich n August angeblich für ein paar Tage auf sein Gut ırückgezogen hatte, in Wahrheit bis zum nächsten rühling verschwand, verkehrten sie doch sehr viel mit inander. Mäcenas konnte bei seinem häufigen Uebelefinden des Horaz, der ein weit gewandterer und anenehmerer Gesellschafter war als der schüchterne und lumpe Virgil, auf die Dauer gar nicht entbehren. Oft ar dieser deshalb bei ihm zu Gast, nicht selten war es mgekehrt. Horaz war nie um einen Grund verlegen, m eine Einladung plausibel zu machen. Bald feierte : die Errettung von der Gefahr, mit der ihn der oben ·wähnte wurmstichige Baum bedroht hatte, bald lud · seinen Freund ein mit ihm den ziemlich sauern Saner zu probiren, den er selbst verkorkt und verpicht itte, als Mäcenas nach Genesung von schwerer Krankeit im Theater vom römischen Volk mit einer dreichen Beifallssalve begrüsst wurde, übrigens selbst eine essere Sorte mitzubringen, bald endlich forderte er ihn nfach auf, in Tibur bei einem Becher Wein, gesalbt ıd bekränzt, wie die Alten Gastmähler begingen, die :aatsgeschäfte zu vergessen. Zuweilen wurden Mäcenas

und die ihm befreundeten Poeten auch gemeinsam zu Gelagen aufgefordert. Ein solches, an dem Mäcenas mit Varius participirte, nicht eben von der angenehmsten Art, mit verschiedenen lächerlichen oder unliebsamen Intermezzos, lässt Horaz Satiren II, 8 sich von einem der Theilnehmer erzählen.

Uebrigens hatte auch Mäcenas ein Symposion beschrieben, in welchem Virgil und Horaz, wie andere Mitglieder des Freundeskreises, figurirten.

Sonst ist von des Horaz Leben wenig zu berichten.

Wie schon bemerkt, hatte er, gleich Mäcenas, viel mit seinem Befinden zu schaffen. Gegen Ende des J. 8 v. Chr. überfiel ihn eine Krankheit, die einen so acuten Verlauf nahm, dass er nicht einmal sein Testament unterzeichnen konnte, sondern mündlich den Augustus zum Erben einsetzte. Denn Mäcenas war kurz zuvor gestorben. So ging denn in Erfüllung, was Horaz einst seinem Freund versprochen hatte (carm. II, 17, 5 fgdd.), er werde seinen Tod nicht überleben, wenn auch die Annahme eines sonst geistvollen Kritikers, Peerlkamps, Horaz hätte sich mit Gift getödtet, um seinem Schwur, den er an der eben erwähnten Stelle gethan, getreu zu bleiben, mit der von Sueton gegebenen Erzählung über sein Ende schnurstracks in Widerspruch steht.

Sein Todestag war der 27. November, so dass er beinah 57 Jahre alt geworden ist.

Er wurde beigesetzt am äussersten Ende des mons Esquilinus, neben dem Grabmal des Mäcenas.

Das Brustbild des Horaz ist auf ein paar Coturniaten späterer Zeit erhalten, die jedoch kaum mehr als Spielereien müssiger Phantasie sein dürften. Dagegen gibt er selbst, wie Sueton in der Biographie, werthvolle Daten über sein Aeusseres. Danach war er von kleiner Statur, hatte aber ein ziemliches Embonpoint, so dass er durch den Umfang ersetzte, was ihm an Höhe abging. Sein Gesicht war, wenn die Besserung einer schwierigen Stelle

epist. I, 20, 24) richtig ist, von der Sonne gebräunt, ras er von seinem Heimathland Apulien hatte, an dessen Bewohnern noch heut derselbe Teint bemerkt wird. Er itt öfters an triefenden Augen; die dunklen Haare waren or der Zeit grau geworden, auch hatte er deren beträchtlich eingebüsst, so dass an ihm in späteren Jahren ie sog. Denkerstirn hervortrat (ep. I, 7, 25, 6).

Was seinen Charakter betrifft, über den ich bereits manches in die vorhergegangene Schilderung verflochten abe, so war er reizbaren Temperaments, liess sich jedoch chnell wieder besänftigen. Sonst hatte er, wie meist orpulente Persönlichkeiten, etwas Gutmüthiges in seinem Vesen, verbunden mit grosser Neigung zum Lebensenuss, was natürlich gelegentliche Melancholie oder ärbeissigkeit nicht ausschloss. Deshalb huldigte er, ie so viele seiner bessern Zeitgenossen, praktisch den rundsätzen Epicurs, d. h. den ächten, unverfälschten, ie in der angenehmen Verfassung von Körper und Geist as Ideal menschlicher Glückseligkeit zeigten. Er nennt ich selbst einen Epicureer am Schluss des Briefes an 'ibull:

ich wirst strahlend von Fett und trefflich gepflegt du erblicken,
enn zu belachen ein Ferkel der Heerd' Epicurs dich gelüstet.

Seine Vorliebe für den Wein theilt er mit den meisten Dichtern aller Zeiten und Völker, aber er bemerkt mit Recht, dass Trinken allein nicht den Dichter mache.

Weit minder scheint er auf gutes Essen bedacht ewesen zu sein, sei es weil bevorzugte Naturen überaupt mehr am Trinken Gefallen finden, sei es weil er en culinarischen Grundsätzen der damaligen Römer, die reniger auf den guten Geschmack als auf die Kostbarkeit, Seltenheit und kunstvolle Herstellung der Speisen ahen, keine Sympathie entgegentragen konnte. Den erkehrten Tafelluxus seiner Zeit geisselt er Sat. II, 2, einer noch Sat. II, 4, welches Gedichtes Anfang freilich twas ganz Anderes vermuthen lässt. — Gleichwohl

dürfte, was er an einer übrigens vielleicht unächten Stelle (c. I, 31, 15, 6) von seiner Mässigkeit sagt:

mich erfreun Oliven,
mich Cichoreen und leichte Malven,

mit einiger Vorsicht aufzunehmen sein.

In geschlechtlichen Genüssen war er nach Suetons Zeugniss etwas unmässig. Doch ist die zur Begründung in den Handschriften der Biographie beigefügte Anecdote entschieden ein unächtes Einschiebsel, indem unser Dichter mit einem vom Seneca erwähnten Hostius oder vielmehr mit dem alten Komiker Cratinus verwechselt wurde, von welchen ähnliches berichtet wird.

An dem intimen Verkehr mit Damen des Demimonde, zumal bei einem Junggesellen (und ein solcher blieb Horaz wie die meisten Dichter seiner Zeit), nahm damals Niemand Anstoss. Horaz missbilligte nur, wenn jemand das Geschäft zu raffinirt betriebe oder ganz in diesem Verkehr aufginge, so dass er materiell und geistig Schiffbruch litte. Den Ehebrechern ist eine besondere Strafpredigt gewidmet in der zweiten Satire des ersten Buches; wobei freilich die sittliche Entrüstung stark zurücktritt gegen die Schilderung der unangenehmen praktischen Folgen, die der Ehebruch leicht haben kann. Uns, mit unsern von Christenthum und Ritterthum durchtränkten Ideen vom Verkehr der Geschlechter, mag eine Schilderung, wie die am Schluss der 2. Satire des ersten Buches äusserst philiströs erscheinen. Die praktischen Römer wachten zwar in den besten Zeiten des Freistaates streng über Heiligkeit und Integrität der Familie: sonst aber huldigten sie sehr toleranten Anschauungen in Bezug auf geschlechtliche Extravaganzen, wenigstens wenn sie sich in den Grenzen der Natur hielten. Zu Horaz Zeit waren selbst diese Schranken längst gebrochen: er wie andere Dichter seiner Zeit verherrlichen ohne Scheu die Knabenliebe. Horaz war weder als Mensch noch als Dichter dazu angethan, neue Ideen zu schaffen

ler gar als Reorganisator des sittlichen Weltbaus auftreten: ihm galt es als das wichtigste, dass die römische [W]elt in der neuen Staatsform, die die unerbittliche Conquenz der Geschichte ihr geschaffen, sich so behaglich ıd praktisch einrichtete als nach Umständen möglich ar. Dazu genügte es ihm in Bezug auf geschlechtliche erhältnisse zu den Anschauungen der frühern Römer, ie sie z. B. das Prototyp derselben, der alte Cato, geıbt hatte, zurückzukehren. Uebrigens wäre es verrene Mühe, aus den erotischen Gedichten des Horaz ›n Gang seiner Liebesabenteuer zu eruiren. Denn sie nd grösstentheils ohne Zweifel blosse Phantasiegebilde. cher steht nur, dass Cinara seine erste Liebe war. ls seine zweite bezeichnet er (Od. IV, 13, 20 fgd.) die ittlerweile altgewordene Lyce. — Alles übrige ist so ıgewiss, dass man mit der leichtesten Mühe die verhiedensten Romane aus seinen Gedichten zusammentzen kann, wie denn auch oft genug geschehen. Aber ır einen kleinen Theil dessen, was er dort schildert, ıt er selbst erlebt, sowie er umgekehrt zweifellos anches von ihm durchgemachte weislich verschwiegen hat.

Im Verkehr mit seinen Zechgenossen war er kein ›ielverderber. Doch hielt er sehr darauf, dass die Gege möglichst ordentlich, ohne Getöse oder gar Kämpfe, ›gingen.

> Mit Bechern, die zur Freude geschaffen sind,
> ist kämpfen thracisch. Lasst den barbarischen
> Gebrauch und haltet fern den zücht'gen
> Bacchus von blutigen Haders Wüthen.

Aber auch in der Elite der Gesellschaft bewegte er ›h, nachdem er die ursprüngliche Blödigkeit, die er ›ch beim ersten Zusammentreffen mit Mäcenas bewies, ›gelegt hatte, leicht und ungezwungen. Wenn er nur was von der Anmuth, Geschicklichkeit und Schlagrtigkeit der Gespräche, welche er in die Satiren und pisteln einwebt, besessen hat, muss er ein sehr ange-

nehmer Gesellschafter gewesen sein. Dafür zeugt auch der intime Verkehr mit Mäcenas, sowie dass Augustus das allerliebste Männchen, wie er ihn öfters nannte, mehrfach, aber stets vergeblich, an seinen Hof zu bringen suchte. Politische Gründe lagen diesem Wunsche ganz fern. Horaz förderte schon so durch seine Gedichte die Bestrebungen des Augustus, soweit man es von einem Charakter, wie der seinige war, erwarten konnte.

Neben den geselligen Tugenden cultivirte er auch die moralischen Verpflichtungen der Freundschaft. Er war nachsichtig gegen der Freunde Fehler, blieb ihnen in guten und bösen Tagen treu, vergass nicht die empfangenen Wohlthaten, ohne jedoch sich gegen irgend jemand seiner Unabhängigkeit zu entäussern. Andererseits mischte er sich auch nicht in Sachen, die ihn nichts angingen, und machte sich lustig über solche, die von ihm politische Geheimnisse erschnappen oder an hohe Persönlichkeiten empfohlen sein wollten. That er dies doch einmal, so geschah es mit Grazie. Man sehe den meisterhaften Empfehlungsbrief an den Tiberius (ep. I, 9).

Bekanntlich hat man oft dem Horaz Schmeichelei gegen Mäcenas und zumal Augustus vorgeworfen.

Die erste Anschuldigung erledigt sich nach dem vorhin Gesagten. Schon der oben erwähnte Brief, I, 7, geschrieben grade in der Mitte zwischen dem Anfang der Freundschaft mit Mäcenas und dem Ende, muss diesen Vorwurf definitiv beseitigen. Dass Horaz gegen Mäcenas, dem er so viel verdankte, sonst mit Lob und Liebe nicht kargte, ist leicht begreiflich. Wer dabei alles auf die Goldwage legen will, zeigt nur eine hölzerne Natur; nimmt man das panegyrische Element aus der Poesie, so beseitigt man überhaupt die Poesie — mit Ausnahme natürlich der Satire und der Comödie. Denn was ist so unzertrennlich von der höhern Poesie als die Pflicht, die geschilderten Personen und Gegenstände aus der dumpfen Atmosphäre des Alltagslebens, von dem

chmutz, den dieses nothwendig anspült, gesäubert, mit bstreifung ihrer Schwächen und Lächerlichkeiten, so u sagen verklärt, in die Regionen des freien Aethers zu ihren? Freilich mag es wahr sein, dass es keinen rossen Mann vor seinem Kammerdiener gibt: aber ist enn die Poesie bloss zum Vergnügen der Kammerdiener a? Dass des Horaz Anhänglichkeit an Mäcenas nicht o weit ging, aus schwarz weiss zu machen, ergibt sich chon daraus, dass das Lob, was er ihm spendet, meist uch von andern, ganz unverdächtigen Zeugen bestätigt ird. Dass er sich nicht berufen fühlte, dem Mäcenas ffentlich Vorwürfe über Anstössigkeiten seines Privatbens zu machen, ist begreiflich. Aber nie hat er dem Iäcenas Tugenden angedichtet, die dieser nicht besessen. Vie gern hätte dieser gewiss von einem Kritiker wie Ioraz ein Compliment über seine Poesieen gehört! In es Horaz sämmtlichen Werken findet sich nicht die iseste Andeutung davon.

Weit nachdrücklicher ist der Vorwurf serviler chmeichelei mit Bezug auf des Horaz Verhältniss zum ugustus erhoben worden. Dass die persönliche Stellung es Horaz zu diesem dazu keinen Anlass bot, haben wir esehen. Man hat aber auch nicht diese angefochten, ondern vielmehr in seinen Werken die Beweise serviler chmeichelei gesucht und zu finden vermeint.

Um die Sache unbefangen zu beurtheilen, müssen ir nicht bloss die Nationalität, sondern die Zeit des Ioraz und ihre Verhältnisse näher ins Auge fassen.

Zunächst liegt im Charakter der Römer tief begründet das rhetorische Element und damit die Neigung für tarke, hyperbolische Ausdrücke. Das bezeugt Horaz elbst, der feinste Beurtheiler seines Volkes, in dem Brief n Augustus (V. 161 fgdd.):

pät ja wandte der Römer den feinen Verstand auf die Griechen.
irst da Carthago besiegt, fing an er in Musse zu fragen,
as ihm Sophokles könnt', was Thespis und Aeschylus nützen.

Würdig versucht' er sodann die Tragödie überzuführen;
und er gefiel sich, da schon von Natur er erhaben und kraftvoll:
eigen ja ist ihm der tragische Schwung und die glückliche Kühnheit.

Jeder Römer, wie noch heutzutage die Italiener und Franzosen, ihre Abkömmlinge, war ein geborener Rhetor. — Die Leidenschaften des, meist in hohen Wogen gehenden, öffentlichen Lebens, trugen auch hier, wie überall, zur Entwicklung rhetorischer Künste bei. — Lange Zeit hatte die Rhetorik ohne entsprechende Schulbildung schon eine grosse Rolle gespielt bei den Römern, seit dem 1. Jahrh. v. Chr. ward sie von den vornehmsten und intelligentesten Leuten auch theoretisch eifrigst gelernt und gelehrt. Die Litteratur der ciceronischen Epoche zeigt schon deutlich den Einfluss dieser Studien, noch mehr natürlich die Zeit seit Augustus. Daraus schon erklären sich eine Menge überschwänglicher Ausdrücke, die von unserm Geschmack verschieden erscheinen. So sagte man z. B. in der gebildeten Prosa für „hart" ohne Anstoss „wild" oder „unerweicht", für „schmerzlich" „grausam" oder gar „blutig", für „gross" „ungeheuer" oder „unendlich". — Die Vorliebe für dergleichen Ausdrücke musste natürlich am stärksten in Gedichten hervortreten, besonders aber in solchen, die panegyrischen Zwecken dienten.

Ich habe schon früher der Gründe gedacht, welche eine Wandelung in den politischen Gesinnungen des Horaz hervorbrachten. Wie die besten Römer seiner Zeit und des folgenden Jahrhunderts, z. B. Livius, die beiden Plinius, Tacitus, war er im Princip Republicaner, aber aus Resignation Anhänger der Monarchie. Die Geschichte liebt keine Sentimentalitäten, ebensowenig wie die sentimentalen Persönlichkeiten. Bei den praktischen Römern konnte man damals am wenigsten ein unfruchtbares Schmollen erwarten, mochte es sich auch gelegentlich in den Hörsälen der Philosophen und Rhe-

toren breitmachen, sondern nur das Bestreben, nachdem einmal der Freistaat unmöglich geworden war, sich in dem neuen Staatsbau so bequem einzurichten als nach Umständen erreichbar war, indem man dabei so wenig als möglich von den Formen und Formeln der Republik und der bei den Römern besonders heilig gehaltenen „Sitte der Vorfahren“ abging. All diesen Bedürfnissen kam Augustus mit anerkennenswerther Virtuosität entgegen. Obwohl ich keineswegs einzustimmen vermag in die Vergötterung des Cäsarismus, wie sie bei den neuesten Historikern der römischen Kaiserzeit Mode ist, lässt sich doch unmöglich bestreiten, dass wirklich mit der Monarchie für die alte Welt auf lange Zeit bessere Zustände eintraten. Spricht doch selbst Tacitus von dem 1. Jahrh. n. Chr. mehrfach als von der blühendsten Epoche des römischen Reiches. Wenn Italien selbst unter guten, zumal aber unter schlechten Kaisern an diesem Aufschwung weniger theilnahm als andere Länder, z. B. Gallien oder Spanien, so lag die Schuld davon weniger an den Cäsaren als an den Bürgern selbst. Denn mit seinen Traditionen, seinen grossen moralischen und materiellen Hilfsquellen, seiner bevorzugten Stellung, bei seiner Lage im Centrum des Weltreichs, hätte es alle Provinzen weit überflügeln müssen. Die Schäden aber der römischen Gesellschaft, die bedingt waren einerseits durch das Grundübel der antiken Welt, die Sclaverei, und die daraus resultirende Verkümmerung eines soliden Mittelstandes, andererseits durch das unnatürliche Wachsthum Roms und die entsprechende, eben so unnatürliche Anspannung seiner Bürger in Thaten wie Genüssen, endlich durch die halbhundertjährigen politischen wie socialen Catastrophen der Bürgerkriege — diese Schäden waren zu gross, um noch eine Radicalcur zu vertragen. Die wohlmeinendsten und intelligentesten Gesetze des Augustus und anderer Kaiser konnten die bestehenden Uebelstände wohl mindern oder doch verschleiern, aber nicht heben.

Einstweilen that vor allem Ruhe und Ordnung noth, und diesem Bedürfniss half die Monarchie in erwünschter Weise ab. Auch andere reichbegabte und thatkräftige Nationen haben, nachdem sie minder lange und minder gewaltsam als die römische durch innere Zwiste angespannt waren, sich zeitweilig wie in Lethargie einem weit straffern Joche gebeugt als das war, welches Augustus den Römern auferlegte, selbst wenn die Machthaber viel schroffer mit der alten, theuern Ueberlieferung brachen als dies bei Augustus der Fall war. Ferner war Horaz, obwohl aus dem ältern Geschlecht der Zeitgenossen von Augustus langer Regierung, doch geboren und aufgewachsen in der Zeit der innern Convulsionen und Kriege Roms, und seine Erlebnisse im Heer des Brutus und Cassius waren kaum geeignet, die republicanischen Sympathien besonders zu beleben. Persönliche Motive, wie die Freundschaft mit Mäcenas, das Interesse, das Augustus ihm und überhaupt der Poesie widmete, wirkten auch ihr Theil — was Wunder, dass Horaz erst zögernd, dann eifrig und beharrlich sich anschloss der Politik des Augustus, der dem römischen Reich Frieden und Ordnung im Innern, Sicherheit und Ansehen nach aussen verschafft hatte, und überhaupt in der ersten Hälfte seiner Regierung, d. h. von dem Ende der Bürgerkriege gerade bis zum Tode des Horaz, sich von seiner besten Seite zeigte, dass er ihn in seinen Gedichten verherrlichte und nach Kräften förderte? Zwar im ersten Buch der Satiren ist davon noch nichts zu spüren, aber schon im zweiten, dann in allen übrigen Werken, wobei allerdings, entsprechend dem verschiedenen Stil der einzelnen Dichtungsarten eine Verschiedenheit der Emphase in den Ausdrücken zum Lobe des Augustus bemerkt wird, natürlich so, dass auf die politischen Oden der Löwentheil fällt.

Am meisten nun hat es missfällig berührt, dass er den Augustus häufig mit den Epitheten der Götter beschenkt und gleichsam als höheres Wesen verherrlicht.

Freilich thun dies auch die übrigen Dichter dieser Zeit, mit Ausnahme des Tibull, der überhaupt von Augustus schweigt. Grade dem Horaz aber hat man jene Lobeserhebungen besonders zum Vorwurf gemacht, weil seine reflectirende, kritische Natur ihn am meisten vor solchen Excentricitäten schützen zu müssen schien. — Indessen muss man jene Erscheinung, wie überhaupt sämmtliche Apotheosen der römischen Kaiser, nicht zu tragisch nehmen, und jedenfalls, um gerecht zu sein, nach der Anschauung des Alterthums und zumal der Zeit des Horaz bemessen. Sie sind dann vielleicht weniger anstössig als manche Extravaganzen monarchischer Verherrlichung, wie sie Mittelalter und Neuzeit hervorgebracht.

Bei der Griechen und Römer anthropomorphischen, zum Theil äusserst familiären Vorstellungen von den Göttern wurde von Anfang an das Verhältniss zwischen diesen und den Menschen anders gedacht als wir nach jüdisch-christlichen Ideen oder nach philosophischen Abstractionen zu thun pflegen. Schon Homer ist mit Epitheten wie göttlich, göttergleich u. dgl. sehr freigebig gegen Menschen und Dinge, selbst wo man es am wenigsten erwarten sollte. Nicht sowohl eine Erhöhung der sterblichen Natur, als eine Herabsetzung der unvergänglichen liegt in diesen Bezeichnungen. — Auch hatte ja jeder Römer seinen Schutzgeist, den Genius, dem er göttliche Ehren erwies, was doch in letzter Instanz auf die Vergötterung der eigenen Person hinauslief. — Die Unsitte, Sterblichen göttliche Ehren zu erweisen, kam freilich im Occident erst zur Zeit des peloponnesischen Krieges auf, wurde dann von Alexander d. Gr. officiell gefordert, und war bei seinen grösstentheils in Asien oder Aegypten residirenden Nachfolgern ganz gewöhnlich. Auch römische Consuln und Proconsuln wurden im östlichen Theile des Reichs schon zur Zeit der Republik öfters ähnlicher Huldigungen theilhaftig. Jemehr nun orientalische Anschauungen in Rom

und Italien sich verbreiteten, je mehr ferner die fieberhaft verstörte römische Welt sich nach einem Retter, wer es auch wäre, aus der schrecklichen Bedrängniss sehnte, desto stärkere Wurzeln schlug im Volk der Gedanke, dass der, welchen Fähigkeit und Glück zu der Riesenaufgabe der Herstellung des Reiches bestimmten, kein gewöhnliches Wesen sein könnte. Deshalb ist es nicht bloss leere Schmeichelei, wenn Virgil, Horaz und andere ältere Zeitgenossen des Augustus, welche noch alle Schrecken der Bürgerkriege gesehen hatten, diesen als weltlichen Heiland verherrlichen. Selbst officiell wurde nach dem Tode des Antonius vorgeschrieben, dem Augustus oder vielmehr, was freilich auf dasselbe hinauslief, seinem Genius bei allen Gelagen durch Libationen göttliche Ehren zu erweisen. Während der letzten Lebensjahre des Horaz wurden auch nach Senatsbeschluss dem Genius des Augustus in allen Strassen Roms Altäre errichtet. Zwar als Gott wurde er von den römischen Bürgern nicht verehrt, sondern nur in den Provinzen, obschon er es auch dort nur mit der Beschränkung zuliess, dass zugleich ihm und der Göttin Roma die zu errichtenden Tempel oder Altäre geweiht würden. Horaz nun nennt den Augustus nie, wie z. B. Properz, einen Gott (denn abgesehen von der poetischen Fiction in der Ode I, 2 beziehen sich die Ausdrücke *deus*, *numen* stets nur auf den auch von Staatswegen göttlich verehrten Genius des Kaisers), sondern stellt ihn regelmässig mit den Heroen zusammen, die, wie bei den Griechen Castor, Pollux, Hercules, beim römischen Volke Romulus,

wegen gewaltiger Thaten mit göttlichen Ehren gefeiert.

Nachher, schon bei den späteren Zeitgenossen des Augustus, wuchs freilich die Schmeichelei rasch. Während Horaz noch ausdrücklich hervorhebt, dass Augustus sich vor Juppiter zu beugen habe (Od. I, 12, 51, 52; 57), sagt Ovid am Schluss der Metamorphosen, wo er auf Kosten des Dictators Cäsar den Augustus preist:

endlich, dass ich erwähl' ein Beispiel, welches hinanreicht:
so ist Saturnus geringer denn Juppiter.

Fügt man noch hinzu, dass Horaz doch immer als Dichter spricht, und was ich vorhin über die Neigung der Römer zu starken, excentrischen Ausdrücken gesagt, so wird man sich mit der besprochenen Erscheinung versöhnen, jedenfalls sie begreifen.

Dagegen entsprach es wiederum dem römischen Nationalcharakter und der davon unzertrennlichen Rhetorik, dass Horaz bei Schmähung seiner Feinde, persönlicher oder litterarischer, oft stärkere Saiten aufzieht als uns recht scheint.

Mit der neuen Monarchie harmonirte vortrefflich seine Gleichgültigkeit gegen öffentliche Aemter, seine Neigung für die Studien und ein zurückgezogenes, contemplatives Leben, sein milder, nachsichtiger Charakter.

In der altrömischen Zeit war für die Subjectivität, wie sie, durch Reflexion oder Laune bedingt, das Leben der Griechen so bunt gestaltet hat, nur geringer Raum. Soweit nicht das Privatleben mit seinen unabweislichen Exigenzen den Römer in Anspruch nahm, absorbirte ihn der Staat mit seinen Forderungen für Krieg und Frieden, und liess keine Zeit für beschauliche Einkehr, wie sie Philosophie und Poesie anregen. Deshalb kam, wie die Poesie, auch die Philosophie bei den Römern erst mit dem Ende des Freistaates recht in Schwung. Jene reiche Mannigfaltigkeit des Lebens und Strebens, wie sie Athen in seiner Blüthezeit gesehen hatte, hielt zwar nie Einkehr bei den einförmigeren Römern: doch fanden sie für die Genüsse und Tugenden des Privatlebens, die Entwicklung der Individualität, die richtige Schätzung von Kunst und Wissenschaft erst Raum in der Kaiserzeit.

Auch auf die Sclaven erstreckte sich des Horaz Humanität, gleichfalls im Einklang mit den veränderten Anschauungen der Kaiserzeit: denn es ist ihr Verdienst, dass sie die Sclaverei, diesen schlimmen Schaden des

Alterthums, den sie freilich nicht auszurotten vermochte, thunlichst milderte, so dass, während die Bürger immer unfreier wurden, man im Sclaven immer mehr die Menschenrechte zu achten anfing. Horaz drückte ein Auge zu, wenn Esswaaren aus der Vorrathskammer verschwanden, oder er auf leere Flaschen stiess, die er nicht entkorkt hatte. — Auch kann die siebente Satire des zweiten Buches, in der freilich die Freiheit der Saturnalien das Wort führt, zeigen, was sich ein Sclave des Horaz gegenüber seinem Herrn erlauben durfte.

Auch sein Verständniss und seine Vorliebe für griechische Bildung, griechische Geistesmacht, wie sie in gleichem Mass keiner unter den frühern Römern, selbst Cicero nicht, besessen, entsprechen den Tendenzen der Kaiserzeit, die mit der Exclusivität des starren Römerthums nothwendig brach, und obwohl dies Augustus und die ersten Kaiser keineswegs wollten, doch zu jener Nivellirung und Vermischung des herrschenden und der beherrschten Völker führen musste, welche seit dem 2. und 3. Jahrh. n. Chr. unaufhaltsam ihren Gang nahm. Dieser Ausgleich aber musste vornehmlich den Griechen zu Gute kommen, dem einzigen Volk des Alterthums, welches den Römern, wenn auch durch ganz verschiedenartige Leistungen und Verdienste, ebenbürtig war. — Bekannt ist, dass die Griechen, die in den ersten hundertfünfzig Jahren der Kaiserzeit von den Römern noch sehr über die Achseln angesehen wurden, seit den Zeiten der Antonine immer mehr emporkamen, zu den höchsten Würden gelangten, gelegentlich auch in die kaiserliche Familie hineinheirätheten. Die Gründung Constantinopels war die letzte Consequenz der anerkannten Gleichberechtigung des griechischen Ostens mit dem römischen Westen. Freilich machte die Entwicklung der Geschicke jene Gründung noch weit bedeutsamer, als ursprünglich beabsichtigt war.

Zum Schluss verdient rühmend erwähnt zu werden, dass Horaz von der zu seiner Zeit ähnlich wie heut

grassirenden Jagd nach Reichthümern sich stets ferngehalten, vielmehr sich mit mässigem, aber auskömmlichem Besitz begnügt hat. Natürlich kann von einer so harmonisch und massvoll angelegten Natur auch nicht erwartet werden, dass sie sich für „den Schmutz der Armuth“ begeistert hätte. — Vielmehr hielt er, wie in seinem Aeussern, so in seinem Hauswesen — wo nicht auf Luxus, so doch auf Eleganz, Ordnung und Sauberkeit.

Ich komme jetzt, nachdem ich gezeigt, wie Horaz sich, als praktischer Römer, gegenüber den Bedürfnissen und Anforderungen des Lebens verhalten, auf sein inneres Leben, seine theoretischen Anschauungen über Göttliches und Menschliches, zu reden. Nur zu oft entsprechen diese nicht unseren Handlungen. Horaz zeigt auch in dieser Hinsicht ein harmonisches, ächt griechisches Ganze.

Vor kurzem hat Jemand, wie ich aus den Zeitungen ersehe, behauptet, Horaz sei ein Jude gewesen, ich entsinne mich nicht, ob von Geburt, oder, wie damals so viele Römer, als Proselyt. Ich wüsste nicht was für diese Ansicht spräche, ausser etwa, dass er sich gelegentlich über die Juden lustig macht, was jener Herr vermuthlich als Kriegslist gedeutet hat. Doch um ernst zu sprechen — wir wissen nichts von den frühsten Anschauungen des Horaz über religiöse Dinge, und es kommt auch darauf wenig an. Seit seinem Aufenthalt in Athen aber erscheint er als entschiedener Epicureer und Sceptiker. Bekannt ist die Stelle am Schluss der 5. Satire des ersten Buches, geschrieben im Jahre 37, wo Horaz sich über eine angeblich übernatürliche Erscheinung lustig macht:

mag's glauben der Jude Apella;
nur nicht ich: denn ich weiss, dass sorglos leben die Götter;
und dass nicht, wo ein Wunder erzeugt die Natur, es die Gottheit
zürnend uns sendet herab von des Himmels erhabnem Gewölbe.

Freilich meldet er in einem viele Jahre später verfassten Gedicht seine Bekehrung:

> Ich, der die Götter kärglich und selten sonst
> geehrt, solang unsinniger Weisheit ich
> beflissen irrte, muss zurück nun
> wenden den Lauf und verlassene Bahnen
> durchfurchen; denn der Vater des Tages trieb,
> bei heiterm Himmel schleudernd der Blitze Strahl
> oftmals und donnernd, seiner Rosse
> schnaubend Gespann und den schnellen Wagen.

Allerdings thäte man sehr unrecht, wenn man, wie wohl geschehen, in diesen Worten eine höfische Heuchelei erblicken wollte, erklärbar aus dem Wunsch, Augustus zu gefallen, der eben damals eifrig beflissen war, der alten Religion der Römer wieder zu Ansehen zu verhelfen — etwa wie manche Freigeister aus der Zeit Friedrichs d. Gr. unter seinem Nachfolger zur Orthodoxie abschwenkten. Das Alterthum war überhaupt gegen die Freigeister sehr tolerant, um so mehr, als diese nur selten den Volksglauben durch Zeichen äusserer Missachtung brüsquirten. — Danach liegt kein Grund vor, an der Aufrichtigkeit jener durch ein plötzliches Naturphänomen hervorgerufenen Empfindungen zu zweifeln. Aber sehr nachhaltig kann die Sinnesänderung nicht gewesen sein: in dem Brief an Tibullus, der nicht viel später, in keinem Fall früher verfasst ist, bezeichnet Horaz sich wieder als ein Ferkel der Heerde Epicurs.

Freilich zeigt Horaz in Bezug auf göttliche Dinge, das Verhältniss des Fatums zu Göttern und Menschen, die Macht oder Ohnmacht des freien Willens, die Möglichkeit oder Unmöglichkeit von Prodigien, die Fortdauer nach dem Tode dasselbe Schwanken, die gleiche Inconsequenz der Ansichten, wie die meisten Dichter, Redner und Historiker Roms seit Cicero, der Philosophen ganz zu geschweigen. Deshalb ist es nicht schwer, bei diesen sowohl für Atheismus oder vollendeten Scepticismus als für altweiberhafte Leichtgläubigkeit oder naivste

Accommodation an die platten Vorstellungen des Volkes ein reiches Material zu Anklageacten zu finden.

Es erklärt sich dieses leicht, wenn man bedenkt, dass diese Männer zugleich Römer waren und so von früh auf mit den altrömischen Begriffen oder, als solche inhaltsleer geworden waren, Phrasen eines vollendeten Positivismus aufgewachsen, andererseits ganz getränkt mit der Zweifelsucht der Philosophen Griechenlands, theilweise auch nicht unberührt von den asiatischen nnd ägyptischen Culten, die längst in die ewige Stadt eingezogen waren, und selbst von zu scharfem Verstande, um die Schwächen der römischen und griechischen Mythologie nicht zu durchschauen.

Dazu füge man, dass Horaz schon als Dichter — mochte er selbst der grösste Freigeist sein — keineswegs gebunden war, derartigen Anschauungen consequent Folge zu leisten: die Dichter, und zumal die römischen, können vielmehr der Vorstellung von persönlichen göttlichen Wesen, ihrem directen Eingreifen in die menschlichen Dinge in concreto, dem passend angelegten, folgerecht durchgeführten und überall harmonirenden Bau des Weltalls in abstracto nicht wohl entsagen, wenn sie sich nicht selbst den Boden unter den Füssen entziehen wollen. Sehr bezeichnend ist es in dieser Hinsicht, dass Lucrez, der begeistertste Verfechter der Lehre Epicurs bei den Römern, des Virgil und Horaz Lehrmeister in dieser, sein Gedicht beginnt mit einem feurigen Gebet, dass Venus, die Mutter des römischen Volkes, ihn bei seinem Gedichte segnen und den Römern Ruhe spenden möge — während doch gerade nach Epicurs Ansicht die Götter sich um die menschlichen Dinge absolut nicht kümmerten!

Den vorhin geschilderten Inconsequenzen entsprechend herrscht bei den meisten römischen Autoren der goldenen Zeit und später jener philosophische Eclecticismus, den Horaz selbst in den oft citirten Versen schildert:

niemals hab' ich gebeugt mich sclavisch den Worten der Weisen;
sondern wohin mich die Welle des Lebens entführt, da verweil' ich.

Zwar war Horaz, wie Virgil, von den Lehren des Epicur ausgegangen, der den Menschen lediglich auf sich anwies und übrigens in massvollem Genusse, geistigem wie materiellem, das höchste Ideal menschlicher Glückseligkeit sah, und sie passten zu seiner behäbigen, zum Genuss geneigten Natur vortrefflich. Allein für die höhern Fragen des Lebens, wann Schwermuth oder Hang zur Reflexion ihn von Sang, Liebeslust und Gelagen in die Einsamkeit scheuchten, was immer häufiger wurde, je mehr das Alter nahte, konnte ihm Epicur nicht genügen. Dann trat als Ergänzung ein der diametrale Gegensatz zu Epicurs Lehre, die Stoa, deren Gottesbegriff zwar stark pantheistisch war, die sich aber in der Religionsphilosophie dem herrschenden Volksglauben thunlichst accommodirte, die Stoa, die ebenso die Verachtung der Genüsse predigte, als Epicur die Werthschätzung, der die Tugend das höchste zugleich wie das einzige Gut, als einziges Uebel das Laster erschien, alles Andere indifferent, die nur den Weisen für frei, nur den Weisen für vernünftig gelten liess, die den Selbstmord in gewissen Lagen nicht bloss erlaubte, sondern vorschrieb. Der Stoicismus war bei den edleren Römern sehr populär, um so mehr, als er bei seiner starren Einseitigkeit und vornehmen Abgeschlossenheit viel Aehnlichkeit hatte mit dem altrömischen Charakter der Blüthezeit des Freistaates. Viele freilich coquettirten bloss mit ihm. Hatten doch selbst die Damen des Demimonde gelegentlich stoische Schriften in ihren Boudoirs liegen. Uebrigens hatte die Schule, da ihre auf Ertödtung aller Sinnlichkeit gerichtete Lehre eher bei den Säulenheiligen des Orients als bei den lebensfrohen Griechen und thatkräftigen Römern auf Erfolg hoffen konnte, in der Praxis ihre Schroffheiten beträchtlich gemildert. Für Horaz war dies, wie wir gesehen, nicht einmal nöthig. — Sonst aber war es

ihm ernst mit dieser Philosophie. Darum, wo immer er einen höhern Schwung nimmt in Oden und Episteln, führt er uns die Lehren der Stoa vor, wenn er sich auch in den frühern Gedichten, namentlich in der 3. und 7. Satire des 2. Buches über ihre, gerade während der Kaiserzeit oft missfällig bemerkten, Extravaganzen in Aeusserlichkeiten wie in manchen Consequenzen ihrer Theorien lustig macht. — Wir haben keinen Grund an seiner Aufrichtigkeit zu zweifeln. Freuen wir uns, dass sein Geschick und sein Charakter ihn bewahrten, die letzten Consequenzen des Stoicismus zu ziehen.

Andere Systeme der Griechen, auch die ältere und jüngere Academie, haben nur mässig auf Horaz eingewirkt: denn wenn er Epist. II, 2, 45 sagt, er habe zu Athen im Hain des Academus nach Wahrheit geforscht, so ist das eben nur eine, übrigens recht artige, Floskel, um seine dortigen philosophischen Studien zu bezeichnen. Uebrigens hatten freilich die Stoa und die Academie viele Berührungspunkte, zumal in der Ethik.

Hiermit schliesse ich die Darstellung von Leben und Charakter des Horaz, die leider doch nicht so kurz ausgefallen, wie ich gewünscht hätte, dafür aber uns bei dem Folgenden oft zu statten kommen wird, und wende mich zur Charakteristik seiner Werke.

III.

Werke des Horaz.

Zwei Erscheinungen treten besonders in der geistigen Anlage des Horaz scharf zu Tage, die eine entsprechend der Natur des Volkes, zu dem ihn Geburt und Lebensgeschicke gesellt, die andere vermuthlich aus seiner griechischen Abstammung zu erklären.

Zunächst bemerken wir in des Horaz Werken einen scharfen, durchdringenden, reflectirenden und combinirenden Verstand, der, eifrig auf alle Erscheinungen des

Lebens gerichtet, die gewonnenen Erfahrungen freilich nicht, nach Art der griechischen Philosophen, in ein System zusammzudrängen oder sie aus ihren letzten Ursachen zu erklären sucht, sondern sie, so zu sagen, in Categorien getheilt wieder für das praktische Leben verwerthet, unbekümmert um einzelne Widersprüche, da ja das Dasein selbst genug Widersprüche bietet. Dies ist das römische Element in des Horaz Begabung.

Das griechische zeigt sich darin, dass er die Eindrücke mit Ruhe, Heiterkeit und Grazie zu empfangen und künstlerisch zu gestalten oder auch, wie seine erotischen Dichtungen zeigen, von der Phantasie geschaffene Situationen in ähnlicher Weise zu schildern versteht.

Dagegen war Horaz keine pathetische Natur und konnte nach dem eben Gesagten keine sein. Deshalb sind auch seine pathetischen Gedichte seine schwächsten.

Bevor ich nun auf die einzelnen Werke des Dichters eingehe, muss ich die Zustände der römischen Poesie, zu der Zeit, als Horaz zuerst auftrat, und den Geschmack des damaligen Publicums ausführlich schildern.

Wie in politischer Hinsicht, so auch in litterarischer waren die Jahre von Cäsars Tod bis zur Schlacht bei Actium eine Zeit des Kampfes, in der mit der Feder, oder, um mich antik auszudrücken, mit dem Griffel, kaum minder hitzig gefochten worden ist als mit dem Schwerte.

.Als Repräsentanten der siegreichen Partei stehen da Virgil und Horaz, von der besiegten haben sich nur ein paar nichtssagende Bruchstücke und die Urtheile ihrer Gegner erhalten. Wir sind im wesentlichen auf die Zeugnisse des Virgil in den Bucolica und des Horaz in den Satiren und Episteln angewiesen.

Die Urtheile der Gelehrten über die Gegner der neuen Dichterschule, die unter Augustus aufkam, sind meist ziemlich verkehrt ausgefallen. Nur die genauste Kenntniss und unbefangenste Schätzung der römischen

Poesie von ihren Anfängen bis auf die Zeit des Augustus kann uns hier, wo, wie wir gesehen haben, das Material so spärlich fliesst, vor groben Irrthümern bewahren.

Wir müssen zunächst in der Polemik des Horaz zweierlei scheiden: seine Verurtheilung der Grammatiker oder, wie man heutzutage sagt, Kritiker, und des grossen Publicums, die, den Blick fest auf die Vergangenheit gerichtet, noch immer mit abergläubischer Verehrung an den Dichtern der Republik vom 2. punischen Krieg bis zur Gracchenzeit festhielten, und seine Kritik der gleichzeitigen, ihm und seinen Gesinnungsgenossen antagonistischen Dichter.

Was die Grammatiker betrifft, deren Blüthe seit dem J. 100 v. Chr. beginnt, so waren sie allerdings früh darauf erpicht gewesen, unter den Dichtern des Zeitraumes bis zu den Gracchen möglichst viel „Klassiker" ausfindig zu machen: natürlich — denn gerade die Grammatik ist besonders der Autoritäten bedürftig; als Autoritäten aber können in sprachlicher Hinsicht nur anerkannte Klassiker dienen. — Bis zur Zeit des Horaz nun hatten diese Männer sich begnügt, die Werke Verstorbener durch Commentare und Vorlesungen bekannt zu machen: was Wunder, dass sie hauptsächlich für die Dichter bis zum Ende des 2. Jahrh. Propaganda machten, da in den schlimmen Zeiten vom Tode des Lucilius (102) und Accius (etwa 100) bis zum Ende Sullas (78) der römische Parnass eine bedenkliche Oede zeigte? Was Wunder, dass das Gros des Publicums, welches zu den Zeiten der Republik sich nur wenig der Poesie befliss, auf ihre Urtheile in ästhetischen Fragen schwor? Sogar Männer von grosser Belesenheit und anerkanntem Geschmack, wie Cicero, verhielten sich gegen die poetischen Neuerungen ihrer Epoche sehr spröde. Erst der Zeitgenosse des Virgil und Horaz, Quintus Cäcilius Epirota, brach mit der alten Gewohnheit, nur für Todte Propaganda zu machen, indem er zuerst Virgil und andere

gleichzeitige Dichter öffentlich vorlas und so populär machte, wie ein Vers des Domitius Marsus zeigt:

Epirota, die Amme, die liebende, junger Poeten.

Gegen jene gedankenlose Vergötterung veralteter Autoritäten, wie des Epikers und Tragikers Ennius, der Tragiker Pacuvius und Accius, der Komiker Naevius, Plautus, Caecilius, Terentius, Afranius, des Satirikers Lucilius, die man mit den hergebrachten Schlagwörtern ehrte (vgl. die Epistel an Augustus V. 50—59), ganz zu geschweigen der Alterthümler, die sogar für die saliarischen Lieder aus König Numas Zeit ein Lob übrig hatten, obwohl sie kaum noch von den Priestern verstanden wurden (ebendas. 86 fgdd.), richtet sich Horaz mit vollster Schärfe und bestem Recht. Wenn auch die, theilweise reichbegabten, Alten, wenigstens in den höchsten Dichtungsarten, der Tragödie und dem Epos, sich an die voralexandrinischen Griechen gehalten, auch niemals die formale Kunst des Dichtens geringgeschätzt hatten, vielmehr bewusst und unbewusst in ihren Werken die Technik der Metrik, Grammatik und Phraseologie, entsprechend der Natur des römischen Charakters und der lateinischen Sprache, zu immer grösserer Eleganz, Strenge und Consequenz entwickelten, zur grossen Befriedigung ihres nach Bildung und Eleganz, auch in sprachlicher Hinsicht, dürstenden Publicums, so konnte doch dies alles den Ansprüchen einer weit fortgeschrittenen Zeit, die eben in der Prosa an Ciceros und seiner Nebenbuhler Reden das höchste Maass von Anmuth und Wohllaut bewundert hatte, nicht mehr genügen. Ebenso musste dem Horaz, der ganz die Ansicht theilt, die Platen in dem Verse ausdrückt:

dem ergiebt die Kunst sich völlig, der sich völlig ihr ergiebt,

der an den altgriechischen Dichtern es begeistert rühmt, dass sie nur aus Ruhmbegier geschrieben (ep. II, 3, 323, 24), missfallen die Art, wie die Dichter der Vorzeit die Poesie theils in Diensten ihres Geldsäckels nutzbar ge-

macht (den dramatischen Autoren wurden nämlich ihre Stücke von den mit der Leitung der öffentlichen Spiele betrauten Beamten abgekauft), theils wenigstens mit grosser Nonchalance als ein Spielzeug müssiger Stunden behandelt hatten, gleichsam um sich zu entschuldigen vor dem praktischen Publicum Roms, das, obwohl ursprünglich keineswegs der poetischen Begabung baar, doch in den jahrhundertelangen Mühen und Kämpfen äusserer Kriege und innerer Zwistigkeiten sich gewöhnt hatte, die Musen als Aschenbrödel anzusehen. Sagte doch sogar Ennius, der älteste römische Kunstdichter, der noch dazu, wie fast alle Dichter bis zu den Gracchen, gar kein geborener Römer war, er dichte nur, wenn er Podagra habe!

Vortrefflich schildert Horaz den Unterschied zwischen dem griechischen und römischen Naturell in der Blüthezeit beider Völker (ep. II, 1, 93 fgdd.):

Seit der Kriege vergass und zu tändeln begann der Hellene
und in der Sonne des Glücks den Verlockungen willig sich hingab,
schaut' er die Kämpfe der Ringer erpicht und die Kämpfe der Rennbahn,
schwärmte für Künstler, die Leben entlocken dem Erz und dem Marmor,
lauschte den Klängen der Flöte mit Lust und dem Spiel der Tragöden,
hing sich, das Auge gebannt und den Geist, an die Werke des Pinsels.
Gleichwie das Kind an dem Busen der Amme sich launisch dem Spiel gibt,
liess er gesättigt im Stich, was er eben noch sehnlich begehrte.
Alles das schaffte des Friedens Genuss und das Lächeln Fortunas.
Aber in Rom galt lange für süss, ja heilig, zu wachen
morgens bei offenem Haus, dem Clienten das Recht zu erklären,
Geld auf Wechsel zu leihn mit Gewinnst an verlässliche Schuldner,
sorgsam zu hören die Stimme der Alten, zu lehren die Jugend,
wie das Vermögen man mehrt und die schlimmen Gelüste bemeistert.

Mit gutem Grunde ist hier der politischen und militärischen Eigenschaften des alten Roms keine Erwähnung geschehen. Horaz, ebenso wie Augustus, an den er diese Worte richtet, war viel zu sehr Römer, um jene Thätig-

keit, der Rom seine Herrschaft verdankte, zu missbilligen. Er tadelt nur, dass die Vorwelt in den Zeiten des Friedens neben den Forderungen des praktischen Lebens so wenig die Musen bedacht.

Diese Versäumniss musste nun nachgeholt werden, als Roms Geschicke in die früher geschilderte, neue und letzte Phase getreten waren: jetzt oder nie war die Zeit gekommen, die Schuld früherer Geschlechter zu tilgen. Das erkannte Horaz, mit ihm die Elite der römischen Gesellschaft. Dazu aber galt es vor allem, die Autorität der Dichter zu brechen, denen das grosse Publicum noch treu anhing, derentwegen es die aufstrebenden Talente über die Achsel ansah. Hier war demnach keine Schonung möglich.

Deshalb tadelte Horaz unermüdlich der „Alten" (ep. II, 1, 78) Wortseligkeit und selbstgefällige Breite, ihre Unfähigkeit Mass zu halten und ihre Abneigung zu streichen, die Plumpheit und Monotonie des Stils, die rauhen, von dem modernen Latein längst beseitigten Archaismen, ihre aus Nachlässigkeit oder gar Unkenntniss von den strengen Regeln der Griechen weit entfernte Verskunst. Bei den Dramatikern missfiel ihm noch ausserdem die laxe oder schablonenmässige Disposition des Stoffes und die Plumpheit oder Inconsequenz der Charakterschilderung. — Zu Mängeln in der Disposition bot freilich für die Dichter der Palliata schon der alte Missbrauch, aus zwei griechischen Comödien eine lateinische zu machen, Gelegenheit genug. — Bekannt ist schliesslich, was Horaz über die Spässe des Plautus sagt (ep. II, 3, 270 fgdd.), die ihm offenbar theils gesucht, theils crude und hauptsächlich für die Gallerie berechnet schienen, ein Urtheil, das wenigstens in dieser Allgemeinheit zu hart ist.

Im Ganzen und Grossen wird man aber dem Tadel des Horaz unbedingt beipflichten, und selbst wenn man hier und da sein Urtheil zu streng befinden sollte, dasselbe vom Gesichtspunkt des Kunstdichters einer fort-

geschrittenen Zeit, dem die klassischen Muster der Griechen zur Richtschnur dienten, durchaus erklärlich finden.

Dies gilt besonders auch für das, was Horaz über die metrische Unzulänglichkeit der ältern Dichter sagt, wenn man auch leicht zugeben wird, dass er, grade wie Cicero, von dem Wesen der altdramatischen Metrik der Römer ziemlich oberflächliche, unklare Begriffe hatte. Diese Metrik war allerdings ein Fortschritt gegen den altheimischen Vers der Römer, den, wo nicht ursprünglich, so durch Entartung, formlosen Saturnius. Allein sicher wäre die römische Metrik wieder zur ursprünglichen Roheit zurückgekehrt, wenn nicht Ennius durch Einführung des daktylischen Hexameters und überhaupt durch strengeren Anschluss an die Griechen der Verskunst neue Bahnen eröffnet hätte, die ihren würdigen Abschluss in den metrischen Meisterwerken des Virgil, Horaz, Ovid und anderer Dichter der augusteischen Zeit erlangten.

So findet es denn Horaz unverantwortlich, dass das Publicum, verleitet durch die Autorität der Grammatiker und noch mehr durch die, von je der falschen Autorität so günstige, Macht der Trägheit, die sich scheut,

was man als Knabe gelernt, zu erkennen als werthlos im Alter,

den grossen Talenten der Gegenwart jene Alten vorziehe, denen man im besten Fall, mit Rücksicht auf die Roheit ihrer Zeit, Nachsicht spenden dürfe. Am glänzendsten entwickelt er dies in dem mit Recht viel bewunderten Brief an Augustus, theils um ihm Dank abzustatten für die Förderung, die er, im Gegensatz zu dem verkehrten Geschmack der Majorität des Publicums den Dichtern seiner Zeit zu Theil werden liess, theils um ihn in diesen günstigen Dispositionen zu erhalten, so sehr auch, gelockt durch die Gunst des Kaisers und der ihm Nahestehenden, schon Dichterlinge sich breit machten. Die Anerkennung, die Augustus den modernen Poeten entgegen trug, war übrigens desto mehr des Lobes würdig, als er in der Dichtkunst, wie wir sahen, Schüler des Catull

und Lucrez war, und ausserdem, wie Sueton bezeugt, für die alte Comödie der Römer, d. h. die Palliata und Togata, besondere Vorliebe hatte.

Wenn wir im Uebrigen die Urtheile des Horaz über die Dichter bis zur Gracchenzeit nur billigen können, so ist dagegen seine Kritik des Satirikers Lucilius, dem er sich übrigens selbst unterordnet, mit einiger Vorsicht aufzunehmen und theilweise dem Eifer gegen die unverständigen Anbeter des Lucilius, sowie der Irritation über die Angriffe, welche sein erstes Urtheil über diesen Dichter (sat. I, 4) erfahren hatte, zuzuschreiben. Eine Folge dieser Kritik war übrigens wohl die Bemühung des Grammatikers Valerius Cato, der metrischen Kunst des Lucilius nachzuhelfen.

Mit welchem Erfolg Horaz seine Polemik gegen jenen falschen Geschmack der Kritiker und des Publicums geführt, dafür kann der Umstand zeugen, dass schon zur Zeit des Augustus das Publicum der alten Dichter in Rom auf ein Minimum zusammenschmolz, und diese um die Mitte des 1. Jahrh. n. Chr. nur noch in den Provinzen eine kümmerliche Existenz fristeten, um freilich zu Kaiser Hadrians Zeiten auch in Rom wieder aufzuleben.

Ganz verschieden ist dagegen die Polemik des Virgil und Horaz gegen die gleichzeitigen Dichter, wie Anser, Bavius, Maevius, Furius u. s. w. Wenn man persönliche Differenzen abzieht, wie sie besonders zwischen Horaz und Maevius bestanden zu haben scheinen, und überhaupt die meist wenig begründeten Klatschereien zur Seite lässt, die sich bei den Biographen Virgils und in den Scholien beider Dichter über ihre Gegner finden, dafür aber desto genauer die Zustände der römischen Poesie zur Zeit, wo Virgil und Horaz auftraten, ins Auge fasst, so ergibt sich das Folgende.

Von einer consequenten Nachahmung der ältesten Dichter Roms kann bei den Gegnern des Virgil und Horaz gar keine Rede sein. Gerade die Zeit Ciceros förderte

unter dem Einfluss der aufgeblühten Prosa sowie der gleichzeitigen Grammatiker eine grosse Verfeinerung der poetischen Kunst, allerdings mit dem Unterschiede, dass die eine Richtung, deren anerkanntes Haupt Lucrez war, auch die Dichter der Vorzeit, vornehmlich Ennius und Lucilius, gelten liess, die andere, Catull und Calvus an der Spitze, diese geringschätzend (man vergleiche Cic. Tuscul. III, 19), sich an die alexandrinischen und pergamenischen Dichter hielt. Einen Mittelweg hielt Varro in seinen menippeischen Satiren. Das Streben aber nach Hebung der Poesie, die strengere Beurtheilung sprachlicher und metrischer Licenzen war beiden Schulen gemein: ist doch Lucrez in dem mechanischen Theil seiner Metrik genauer, vielmehr pedantischer, als Virgil!

Von den Gegnern des Virgil und Horaz nun folgte Furius in seinem Epos über die gallischen Kriege Caesars dem Beispiel des Lucrez und mittelbar des Ennius, andere (vgl. Sat. I, 10, 18, 19) dem des Catullus, der überhaupt bei dem jüngern Geschlecht bedeutend überwog. Selbst Virgil zeigt in seinen frühsten Werken noch stark den Einfluss der Schule Catulls, der sich auch in andern Dichtungen der ersten Hälfte von Augustus Regierung kund gibt. — Niemand aber dachte daran, die Poesie, wie sie vor 100 und mehr Jahren gewesen war, zu restauriren. Ein solcher Versuch würde auch einfach lächerlich gewesen sein, und wäre spurlos im Sande verlaufen.

Was missbilligte nun Horaz an der einen Richtung und an der andern? Weshalb tadelt er die Dichter der jüngsten Zeit, die doch mit den früher besprochenen, gedankenlos als Autoritäten verehrten „Alten“ theils wenig, theils nichts gemeinsam hatten?

An den Dichtern der ersten Richtung missfielen ihm wohl zumeist manche Archaismen, Cruditäten und Geschmacklosigkeiten des Ausdrucks, Licenzen des Versbaus, wie sie von der Nachahmung des Ennius und Lucrez unzertrennlich waren. So z. B. verspottet er es ganz mit

Recht, dass Furius von den winterlichen Alpen sagt, Juppiter habe sie mit Schnee bespieen, ein anderer Epiker von der „kothigen Mündung des Rheines“ spricht. An der zweiten missbilligte er gewiss das unsichere Tasten nach poetischem Stoff, das bald in der Wahl entfernter und wenig interessanter Geschichten aus dem Mythenreich (die zu kleinen Epen verarbeitet wurden), bald in der Schilderung trivialer, kaum der Erwähnung werther Affairen des täglichen Lebens sich versuchte. Zeigen doch selbst die bedeutendsten Vertreter der neuen Richtung, Varro in seinen menippeischen Satiren und Catullus, öfters Unklarheit in Bezug auf das für poetische Darstellung Geeignete und nicht Geeignete. Noch missfiel ihm wohl ihr zwar bunter, aber willkürlicher, nicht immer geschmackvoll angewandter Reichthum an Metren. Auch waren, wie begreiflich und das Beispiel Catulls zeigt, auf die neue Schule, als eine Erbschaft der Vergangenheit, eine Anzahl Archaismen und Cruditäten in Sprache und Metrik übergegangen. Endlich missbilligte Horaz ihre einseitige Nachahmung der Alexandriner. Zwar konnten diese, nach seiner Ansicht, von den römischen Poeten nicht über Bord geworfen werden, theils weil die philologische Gelehrsamkeit der alexandrinischen Poeten und Grammatiker dem römischen Publicum die zeitlich weit zurückliegende poetische Litteratur der ältesten Griechen erschloss, theils weil Horaz selbst für Gedichte höhern Schwunges das schmückende Beiwerk mythologischer und historischer Gelehrsamkeit nothwendig erachtete. Aber er verlangte, dass man über die Alexandriner hinausgriffe, zu den ächten und unverfälschten, einen unerschöpflichen Born wahrer Poesie bietenden, auch nirgends von Mangel an Stoff, wie so oft die Alexandriner, gedrückten Mustern des griechischen Genius, dass auf diese sich die Nachahmung mit aller Energie würfe, natürlich stets mit Wahrung der Gränzen, welche die verschiedene Anlage des römischen Volkes, sowie schon die lateinische Sprache, gesteckt hatte.

Denn nichts war ihm mehr verhasst als ein geistloses Copiren, selbst wenn es auf seine eigene Verherrlichung hinauslief. Zugleich verlangte er, dass die Dichter seiner Zeit sich an grossen und würdigen, jedenfalls fruchtbaren Stoffen versuchten, dass ferner jeder, der Ruhm auf dem römischen Parnass erlangen wollte, zunächst über die Zwecke und Aufgaben der Poesie, über die geeignetste Form jedes einzelnen Gedichtes, vor allem aber über seine eigenen Kräfte und Talente klar sein sollte.

Nach dem Gesagten erledigt sich auch der öfter dem Horaz gemachte Vorwurf, er habe bei Würdigung der frühern Poeten das „Volksthümliche“ in ihnen nicht genug in Anschlag gebracht. Versteht man unter „volksthümlich“ das, was dem ungebildeten Haufen gefällt, so ist jener Tadel einfach abgeschmackt. Für diesen waren weder die litterarischen Urtheile der alterthümelnden Kritiker zu Augustus Zeiten, noch die Poesieen des Lucrez, Catull und ihrer Nachahmer bestimmt. Dass die, so verstanden, volksthümlichen Mimen des Laberius, trotz ihres Witzes, nicht als poetische Kunstwerke gelten könnten, darüber ist Horaz mit seinen Gegnern einig (sat. I, 10, 5, 6). Den gleichzeitigen Mimus würdigt er deshalb nicht einmal einer Polemik. — Will man aber sagen, die von Horaz gerügten Mängel in Form und Inhalt der früheren Dichtungen hätten ihnen gerade bei den „Gebildeten“ zur Zeit des Horaz Freunde verschafft, so ist des Horaz Tadel ganz berechtigt. Denn der wahre Dichter soll ja sein Publicum zu sich hinaufziehen, nicht zu ihm herabsteigen, den Geschmack des Publicums veredeln, nicht ihm zu Liebe seine bessere Erkenntniss zum Opfer bringen.

So zeigt denn Horaz grade in seinen Urtheilen über die früheren Dichter der Römer die Tugenden, die ihn besonders auszeichnen, reinen Geschmack und gesundes Urtheil.

Die frühsten Werke des Horaz, zwei Bücher Satiren

und das Büchlein Epoden, geben sich materiell wie formell durchaus als Producte jener doppelseitigen Begabung des Horaz, die ich zu Anfang des dritten Abschnitts geschildert habe.

Aus Gründen, die der Leser bald einsehen wird, verbinde ich bei Charakteristik der horazischen Werke die Satiren mit den Episteln, während ich mich übrigens an die zeitliche Folge der Publication der einzelnen Werke halte.

Die zwei Bücher Satiren sind geschrieben etwa in den Jahren 40—30, das erste herausgegeben im J. 35, das zweite fünf Jahre später. Während dieser Zeit hat Horaz nur noch das Büchlein Epoden verfasst. Die römischen Dichter, wenigstens die der Kaiserzeit, liessen sich gehörig Zeit mit ihren Werken, zumal eine so behäbige Natur, wie Horaz.

Ueber Ursprung und Entwicklung der römischen Satire wüsste ich nichts Besseres zu geben, als was ich vor vier Jahren in der litterarhistorischen Skizze „Leben und Werke des Gaius Lucilius“ gesagt.

Man hat in alter wie neuer Zeit oft geglaubt, das Wort „satura“ oder wie die jüngere Form lautet „satira“ stamme vom griechischen „Satyros“ und bedeute eine Posse, voll von Scherzen, nicht der feinsten Sorte, ähnlich den satyrischen Dramen der Griechen. Nun ist es freilich gewiss, dass die alten Römer, wenigstens zur Zeit der Volksfeste, ein lachlustiges, zu guten und groben Scherzen und Spöttereien sehr aufgelegtes Völkchen gewesen, welche Eigenschaft sie bekanntlich auf die heutigen Italiener vererbt haben. Allein diesem Vergnügen waren hauptsächlich die atellanischen Comödien, sowie die Fescenninen bestimmt. Hingegen scheint „satura“ zu bedeuten ein Quodlibet, ein poetisches pêle-mêle, Dichtungen des verschiedensten, häufig wechselnden, aber, stets dem Charakter der ältesten Römer entsprechend, unmittelbar aus dem Leben geschöpften Inhalts; ja es ist nicht un-

wahrscheinlich, dass die „satura“ im Gegensatz zu der Ausgelassenheit der Atellanen und Fescenninen hauptsächlich den Ernst des Lebens ins Auge fasste. Dagegen hat sie mit diesen das gemein, dass sie in der Regel dialogisch abgefasst war. — Danach ist das Wort vielmehr abzuleiten von dem Adjectiv „satur“, was „satt“, „angefüllt“ bedeutet, wie man eine mit den Erstlingen der Feldfrüchte den Göttern dargebrachte Schüssel „satura lanx“, einen Gesetzantrag, der zugleich die verschiedensten Objecte umfasste, „satura lex“ zu nennen pflegte. Aehnlich heisst noch heute bei den Italienern eine bekannte Dichtungsgattung „farsa“.

Auf diese Erklärung weisen die Satiren des Ennius, der zuerst diese altrömische Dichtungsart, die bisher nur im Munde des Volks gelebt hatte, in die Litteratur überführte. Von dem, was man heute unter einer Satire versteht, findet sich in des Ennius Satiren blutwenig. Dass auch dieser in seinen Satiren öfters mit Scherz und Ernst das Laster verfolgte, zur Tugend ermahnte, nützliche Lehren spendete, ist freilich sicher, und lässt sich bei einer specifisch römischen Dichtungsart und dem praktischen Sinn der alten Römer leicht begreifen. Allein grade das Scharfe, Verletzende, an Spott und Schimpf Reiche, was seit Lucilius der Satire eigen wurde, findet sich bei Ennius garnicht.

Seine Satiren waren theils panegyrischen Inhalts, wie z. B. ein Lobgedicht auf den älteren Scipio, theils didaktischen, so ein freigeistiges, aufklärerisches Gedicht, betitelt, nach dem Namen des bekannten Philosophen, „Euhemerus“, ferner der Protrepticus und Epicharmus, beide moralisch-religiöser Tendenz, etwas hausbackner freilich, wie sie dem praktischen Sinne der Römer zusagte, endlich ein Kochbuch, mit dem bezeichnenden Titel „Hedyphagetica“. Auch das Obscene war vertreten in seinem „Sota“, wie denn überhaupt die Satire, gleich der Comödie, reich war an Obscenitäten. Erotische und sonstige,

selbst epigrammatische, Tändeleien fanden in den Satiren des Ennius gleichfalls ihren Platz. Entsprechend der Verschiedenheit des Inhalts waren die verschiedenen Arten des Stils, von dem hochpoetischen bis zum vulgären. Die Form war häufig dialogisch.

Wenn nun auch manches Bruchstück der Satiren des Ennius sich vornehmlich mit den Lastern und Gebrechen der menschlichen Gesellschaft beschäftigt, so erscheinen sie doch im Ganzen harmlos. Auch leuchtet es ein, dass, wenn man fortgefahren wäre, alles Beliebige in der Satire zu behandeln, sie bald, bei grösserer Ausbildung der verschiedenen Dichtungsarten, in diese hätte spurlos aufgehen müssen. Deshalb war es ein Glück, dass der römische Dichter Gaius Lucilius (geb. 180, gest. 102) ihr eine neue, scharf markirte Richtung gab. Er machte zuerst, um mit einem alten Grammatiker zu reden, die Satire zu einem beissenden, aggressiven Gedicht, welches im Geiste der altattischen Comödie die Laster und Gebrechen der Menschen, bald ernst, bald spottend, geisselte, welcher Tendenz sie denn auch, abgesehen, dass Horaz und die Späteren aus äussern, von ihnen unabhängigen Gründen vielmehr die neuere Comödie der Griechen sich zum Muster nahmen, für alle Zeit treu geblieben ist, mit Ausnahme der menippeischen Satire des Terentius Varro, welche die Mitte zwischen des Ennius und Lucilius Dichtungen gehalten zu haben scheint, ausserdem aber, was bei dem gelehrtesten Mann der Ciceronischen Zeit begreiflich, einen Schatz litterarischer, mythologischer, historischer und antiquarischer Mittheilungen in sich schloss, übrigens noch sich dadurch von den übrigen Arten der Satire unterschied, dass sie aus Prosa und Versen gemischt war.

So ward durch Lucilius die Satire zum Lehrgedicht, für welches bekanntlich die praktischen Römer sehr eingenommen waren, mit einer doppelten Tendenz, einer destructiven, auf die Bekämpfung der Laster gerichteten,

und einer instructiven, dem Aufbau besserer Zustände gewidmeten.

Nach dem einstimmigen Urtheil des Alterthums waren Bissigkeit und Bitterkeit das Hauptmerkmal der Satire des Lucilius. Noch jetzt tritt in den Fragmenten das polemische Element sehr hervor. Die Angegriffenen nannte er stets mit Namen, gleichviel, ob sie vornehm oder unbedeutend waren. Als reicher römischer Ritter, Bruder eines Senators und Freund der angesehensten Männer, besonders des jüngern Scipio, konnte er sich viel erlauben. Uebrigens geisselte er in gleicher Weise die öffentlichen Gebrechen wie die privaten, diese natürlich besonders mit Rücksicht auf den Staat. Auch biss er sich viel mit den Dichtern und Gelehrten seiner Zeit herum, kritisirte sogar die todten Grössen der Litteratur, Römer wie Griechen. Selbst die eigne Person schonte er keineswegs: vielmehr scheint er mit grossartiger Unbefangenheit und Harmlosigkeit nicht selten sich selbst zum Object seiner Satiren gemacht zu haben. — Es ist ein wahres Unglück, dass die 30 Bücher Satiren des Lucilius verloren sind. Wir würden durch sie ein helles Bild haben von den Zuständen der Gracchenzeit, die bekanntlich jene innern Zwiste inaugurirte, an denen die römische Freiheit zu Grunde ging, während wir jetzt sie nur im Nebel erblicken.

Uebrigens entsprach es dem neuen Charakter der Satire, sowie des Lucilius Nonchalance, dass die von ihm eingeführte Tendenz, so sehr sie überwog, doch keineswegs allein in seinen Gedichten vertreten war. Es lässt sich nicht bezweifeln, dass er auch viele Satiren verfasst, die denen des Ennius sehr nah kamen. Manche seiner Dichtungen hatten auch wohl einfach den Zweck, dem minder gebildeten Publicum auf spielende Weise nützliche Kenntnisse aus dem Gebiet der Grammatik, Rhetorik, Philosophie u. a. Fächern beizubringen.

Lucilius blieb bei den Römern stets in Ehren. —

Noch im 1. Jahrh. n. Chr., als übrigens, wie wir sahen, die Autoren vor Cicero verachtet waren, hatte er leidenschaftliche Verehrer unter den Römern, die ihn nicht bloss dem Horaz, sondern überhaupt allen Dichtern vorzogen. Noch mehr natürlich war er nach dem Geschmack der alterthümelnden Autoren des 2. Jahrhunderts.

Nach Lucilius schlief die Satire lange. Erst zu Ciceros Zeit fand sie neue Vertreter an Varro von Atax (geb. 82) und einigen Andern. Ueber die Satiren der genannten Dichter wissen wir nur, was Horaz S. I, 10, 46 fgdd. sagt*). — Doch sind wir über Varro anderweitig genug unterrichtet, um wenigstens mit einigem Recht eine Vermuthung über seine Satiren wagen zu können.

Es ist durchaus nicht wahrscheinlich, dass Varro, ein gallischer Provinziale und vermuthlich Client Caesars (er besang dessen Krieg mit den Sequanern), es gewagt haben sollte, in seinen Satiren die öffentlichen Zustände Roms zu kritisiren und hochgestellte Männer zu geisseln, wie Lucilius in Nachahmung der altattischen Comödie that. — Vielmehr dürfte er sich auf die Verspottung privater Gebrechen und unbedeutender Individuen beschränkt, und auch dabei zu wenig Energie und Feuer gezeigt haben. Fasst man ferner ins Auge die strenge Technik des Hexameters, sowie die sorgfältig gefeilte Sprache, die sämmtliche Bruchstücke Varros zeigen, so liegt sehr nah die Vermuthung, dass er, der mit Eifer und Glück der Schule des Catullus und Calvus anhing, (man vergleiche hinsichtlich seiner formalen Vorzüge mein summarium rei metricae, S. 11), und gewiss wie diese die ältern Dichter verachtete, in formeller Hinsicht

---

*) Ganz verkehrt ist die Bemerkung Porphyrios, der, weil ihm weitere Angaben nicht vorlagen, des Horaz Worte 'quibusdam aliis' in V. 47 auf Ennius und Pacuvius bezieht. Schon aus chronologischen Gründen ist dies unmöglich, selbst abgesehen, dass es sich hier lediglich um Vertreter der neuen Richtung handelt, die Lucilius im Gegensatz zu Ennius und Pacuvius der Satire gab.

statt der Nonchalance des Lucilius die metrische und sprachliche Glätte der Alexandriner auch für seine Satiren zum Gesetz erhob — ganz entgegen der Praxis des Horaz, der deshalb ein Recht hatte, Varros Satiren nach Gehalt und Form als missglückt zu bezeichnen.

Wenn danach nicht zuerst Horaz die römische Satire von dem Vorbild der alten attischen Comödie auf das, welches die neue bot, gelenkt haben dürfte, so wurde doch erst sein Beispiel massgebend für die Richtung, welche die folgenden römischen und die meisten neuern Satiriker einschlugen. Ebenso fixirte er zuerst endgültig als metrische Form der römischen Satire den schon von Lucilius meist, aber keineswegs immer, angewandten Hexameter, worin ihm Persius, Turnus und Juvenalis folgten.

Entsprechend seiner Stellung als Sohn eines Freigelassenen und seiner precären Lage, sowie der beschränkten Redefreiheit, welche die Zeiten des Uebergangs von Republik zu Monarchie kennzeichnete, musste freilich auch Horaz Wasser in seinen Wein giessen, und sich, wie vermuthlich stets Varro von Atax und sicher meist Varro von Reate in seinen menippeischen Satiren, auf die Verspottung privater Laster und Gebrechen beschränken, auch hierbei aber mit Vorsicht verfahren.

Selbst in den freisten Zeiten der Republik hatte man übrigens mit unliebsamen Poeten, wenn sie nicht, wie Lucilius, einflussreiche Verbindungen hatten, wenig Umstände gemacht. Als z. B. während des zweiten punischen Krieges Naevius in seinen Comödien römische Vornehme beleidigt hatte, sperrte man ihn einfach ein, und liess ihn nicht los, bis er in andern Stücken Abbitte gethan.

Deshalb geisselt Horaz mit namentlicher Erwähnung einerseits Todte, hauptsächlich wohl durch Lucilius typisch gewordene Charaktere, wie den Verschwender Maenius, den Spassmacher Pantolabus (d. h. der alles und jedes nimmt) und den Roué Nomentanus; von den Lebenden besonders wenig bedeutende Persönlichkeiten: nur selten

und vorsichtig ansehnlichere. Auch hat er zuweilen stadtbekannte Grössen unter fingirtem Namen durchgehechelt. So z. B. liegt kein Grund vor zu zweifeln an dem Zeugniss der Scholien, dass die von ihm persifflirte Canidia in Wahrheit Gratidia geheissen. — Aehnlich substituirten die römischen Erotiker den Namen ihrer, oft nicht schmeichelhaft oder in verfänglichen Situationen geschilderten, Schönen andere, wie z. B. Properz seine Hostia in Cynthia umtaufte. In diesem Fall wurden Zahl und Quantität der Silben des wahren Namens getreu bewahrt, damit man diesen eventuell in den Gedichten herzustellen vermöchte.

Uebrigens sind wir über viele in den Satiren und Episteln erwähnte Persönlichkeiten wenig unterrichtet. Desto mehr ist es zu bedauern, dass die Arbeiten der alten Gelehrten, welche, gewiss bald nach Horaz, „de personis Horatianis“ geschrieben, nicht erhalten sind. Die geringfügigen Ueberreste zeigen, dass in ihnen gutes Material verwerthet war.

Wie Horaz es von seinem Vater gelernt hatte und zum Ueberfluss bei Lucilius vorgezeichnet fand, liebte er es die verschiedenen Verkehrtheiten an concreten Fällen, mit wirklichen oder auch fingirten Persönlichkeiten zu demonstriren. Auch aus dem Thierreich, der Domaine der äsopischen Fabel, werden diese Beispiele gewählt, ähnlich wie vor Horaz bei Lucilius und dem alten Spötter Archilochus.

Uebrigens aber begnügte er sich, wie die neuere attische Comödie, ganze Stände oder Categorien zu persiffliren, so z. B. das Geschlecht der Geldsäcke und Wucherer, der Knauser und umgekehrt der Verschwender, der Erbschleicher, der Ehebrecher und sonstigen Roués, der Gourmands, gewisse Arten Philosophen und Poeten.

Die Schilderung der verschiedenen Typen ist im Ganzen wohlgelungen. Doch sind Uebertreibungen und Caricaturen nicht ganz selten. — Aus diesem Grunde

und vielleicht noch mehr, weil man abstracte Schilderungen mit Vorliebe auf concrete Fälle bezog, meinten Manche, Horaz sei zu scharf und ginge über das Gesetz hinaus, während Andere wieder in seinen Satiren Saft und Kraft vermissten (sat. II, 1, 1 fgdd.).

Der Lebendigkeit der Darstellung kommt es sehr zu Statten, dass Horaz, wie Lucilius, entsprechend dem Ursprung der Satire, sich mit Vorliebe, zumal im zweiten Buch, der dialogischen Form bedient, in der manche Satiren ganz, andere grossentheils verfasst sind. Nicht selten sind auch sonst Reden eingeflochten. Dieselbe Erscheinung, natürlich in geringerem Maass, findet sich auch in den Episteln, weshalb auch beide Dichtungsarten von Horaz und Andern oft schlechtweg Sermonen, d. h. Gespräche genannt werden. Dabei zeigt sich hier, noch mehr freilich in den Episteln, eine glückliche Feinheit in der Charakteristik der sprechend eingeführten Personen.

Man hat mit Recht bemerkt, dass diese dramatische Gestaltung der Satire uns einigermassen als Ersatz für die römische Comödie dienen könne, da die komischen Darstellungen des altrömischen Lebens, wie sie die Togata und Atellana boten, sämmtlich verloren gegangen sind.

Was den Stoff betrifft, so handelt Horaz grade wie Lucilius oft von sich, theils indem er seine Erlebnisse bespricht, wie I, 5 die Reise nach Brundisium, I, 9 sein Rencontre mit einem geschwätzigen Gecken, der durch ihn bei Maecenas Zutritt erlangen wollte (ein damals gewiss nicht seltener Typus), II, 6 die Erlangung seines Landgutes im Sabinerlande, theils indem er sich moralisch abconterfeit, seine Sympathien und Antipathien blosslegt. Gelegentlich, sat. II, 3; 7, lässt er sich auch tüchtig ausschelten, doch nicht ohne dabei die Stoiker mit ihrem hohlen Tugendstolze, ihrer Disputationswuth und ihren Excentricitäten lächerlich zu machen. Unbefriedigend ist nur der Schluss beider Gedichte, wo Horaz wirkliche Irritation zeigt.

Noch mehr werden, wie schon gezeigt, die Gebrechen der damaligen Gesellschaft Roms geschildert und gezüchtigt, d. h. wohlverstanden nur die privaten und litterarischen. Horaz mochte bei sich diese von den Umständen erzwungene Enthaltsamkeit damit rechtfertigen, dass die Besserung der socialen Uebelstände auch dem Staate zu Gute kommt, der ja in letzter Instanz immer nur der Ausdruck der Gesellschaft ist, die in ihm lebt.

Wie in der Comödie, spielen auch in der Satire Obscenitäten, besonders geschlechtlicher Art, eine bedeutende Rolle. Wie könnte man auch das Verkehrte und Lasterhafte der menschlichen Natur berühren, ohne des Obscenen zu gedenken? Horaz ist nicht so crude wie Lucilius, aber enthält noch immer genug, was bei den Ausgaben „in usum Delphini“ aus dem Text ausgeschnitten werden musste, nach modernen Anschauungen mit Recht, obwohl z. B. die deutschen und französischen Satiriker des 16. Jahrhunderts im Gebiet des Obscenen auch Beträchtliches leisten, und mit weit mehr Crudität als Horaz.

Man hat oft bemerkt, dass gegenüber der schneidenden Schärfe des Lucilius, der verbissenen Art des Persius und dem rhetorischen Gedonner des Juvenalis Horaz das heitere Element der Satire repräsentire, nur selten in Zorn gerathe, mehr die Lächerlichkeiten und die Verkehrtheiten als die Abscheulichkeiten der menschlichen Verirrungen darstelle. Dies ist wahr, und um so höher zu veranschlagen, als es auch in des Horaz Zeit keineswegs an Stoff zu einer Satire im Geiste Juvenals mangelte, und Horaz selbst mehrfach Gelegenheit gehabt hatte, die Menschen von ihrer erbärmlichsten Seite kennen zu lernen. Es zeugt offenbar diese Eigenthümlichkeit der Darstellung von der griechisch angelegten Natur des Horaz.

Uebrigens muss man sich ja hüten, wenn es heisst, Horaz fasse die Gebrechen der Menschen von der komischen, lächerlichen Seite auf, damit die Vorstellung zu verbinden, das Lachen sei der einzige oder wenigstens

wichtigste Zweck des Dichters, und sich auf die Erschütterungen des Zwerchfells vorzubereiten, die wir heute z. B. von einem „satirischen“ Witzblatt erwarten. Nicht einmal für die Comödie der Alten gilt das. Vielmehr hatte man bei der Comödie, wie bei der Satire und Fabel, zunächst die moralische Einwirkung im Auge, natürlich nicht im Sinne eines beschränkten, spiessbürgerlichen Moralisirens, sondern theils durch rechtzeitig eingestreute Sentenzen, an denen seit Euripides die alte Welt sehr Gefallen fand, besonders aber durch die ästhetische Einwirkung, die das Anstössige, in seiner Verkehrtheit und Lächerlichkeit künstlerisch dargestellt, ausüben müsste. So waren berühmt die Sentenzen des Epicharmus und Menander — jener das Haupt der sicilischen, dieser der berühmteste Vertreter der neuern attischen Comödie. Selbst im römischen Mimus, der zügellosesten Abart des Lustspiels, der unleugbar sehr zur Corruption des spätern Alterthums beigetragen, war eine Erinnerung an diesen ursprünglichen Zweck der Comödie geblieben. War doch der Hauptvertreter des Mimus, Publilius Syrus, berühmt wegen seiner Weisheitssprüche. Und in Wahrheit finden sich in der seinen Namen tragenden, übrigens vielfach mit unächten Zusätzen gemischten Sammlung moralischer Gemeinplätze Sentenzen, die besser in eine Tragödie als in einen Mimus zu passen scheinen.

Noch viel mehr kommt das moralische Element für richtige Würdigung der Satire in Betracht. Deshalb wurden auch, was uns seltsam erscheint, gerade moralischer Zwecke willen die Satiriker wie die Komiker hauptsächlich in den Schulen gelesen.

Für die Satire ist es in dieser Hinsicht charakteristisch, dass die Erfindung lächerlicher, drastischer, complicirter, consequent durchgeführter Situationen, die freilich für eine auf das Lesen, nicht auf die Aufführung berechnete Dichtungsart schon an sich minder geeignet erscheinen, zu den Seltenheiten gehört: so wie auch ein

hauptsächliches Moment zur Erregung der Lachlust, nämlich auf Wortspielen basirte Zweideutigkeiten, nur sehr mässig angewendet wird.

Vielmehr griffen die Satiriker, wie schon früher bemerkt, in's volle Menschenleben hinein, nach wirklichen, womöglich stadtbekannten Beispielen; diese, wie gelegentlich die Anecdote, dienten ihnen als Surrogat für die von der Comödie kunstvoll ausgebildete Intrigue, welche sowohl den Effect der Gesammtanlage, als das harmonische Eingreifen und Klappen der einzelnen Situationen im Auge hat.

Hiernach leuchtet es ein, dass man sich über Digressionen, die allerdings von dem in's Auge gefassten Ziel mehr scheinbar als wirklich abführen, bei Horaz nicht zu wundern hat. Solche wie überhaupt die laxere Anordnung und Vertheilung des Details lag schon in der oben exponirten Entstehung und Natur der römischen Satire. Man kann dreist behaupten, dass, wenn von den Satiren des Horaz sich nur Fragmente, ob auch sehr beträchtliche, erhalten hätten, wir nicht im Stande sein würden, auch nur eine Satire durch Vermuthung zu reconstruiren. Hieraus mag man ermessen, wie schwierig es ist, sich ein concretes Bild von den Satiren des Lucilius zu machen, die nur einen grossen Trümmerhaufen bilden, zumal da Lucilius in seiner Nonchalance überhaupt um kunstgerechte Anlage der einzelnen Satiren wenig bekümmert gewesen sein dürfte.

Das komische Element in den Satiren des Horaz besteht nur wenig in handgreiflichen Spässen, am wenigsten solchen, bei denen man sich vor Lachen die Seiten hält, sondern in einer feinen Ironie und urbanen Verspottung. Die Ironie des Horaz erinnert oft an die des Socrates bei Plato. Ihr letztes Ziel ist dem Laien nahezulegen, was dem Weisen schon bekannt, dass jeder Mensch eine kleine Thorheit in moralischer wie in intellectueller Beziehung hat, und dieser nur die Philosophie abhelfen kann.

Ueber das Urbane des Spottes und der ganzen Darstellung des Horaz muss ich mich etwas ausführlicher auslassen.

Unter Urbanität verstanden die Römer den Schliff der Bildung und besonders den der edelsten Eigenthümlichkeit menschlicher Begabung, der Sprache, den man sich nur in der Stadt Rom selbst aneignen könnte. Ein wesentlicher Theil derselben ist das Masshalten oder, was auf dasselbe hinauskommt, die richtige Wahl des entsprechenden Stiles für jeden einzelnen Zweig der Litteratur, ferner natürlich Reinheit und Eleganz des Ausdrucks. Gar viele Eigenthümlichkeiten dessen, was die Römer eine urbane Sprache zu nennen pflegten, sind uns freilich, da ein so winziger Theil der römischen Litteratur auf uns gekommen ist, unverständlich. So z. B. gelten uns die Bücher des Livius als eins der vollendetsten Denkmäler sprachlicher Urbanität, und doch warf gerade diesen des Horaz hochgebildeter Zeitgenosse Asinius Pollio eine gewisse „Patavinität“ vor, d. h. Ausdrücke, die zeigten, dass Livius in Padua geboren sei, obwohl er viele Jahre in Rom gelebt. Wir suchen vergeblich nach solchen (denn dass Livius zuerst unter den erhaltenen Prosaikern den Stil der Prosa systematisch dem der Dichtung näherte, kann unmöglich als „Patavinität“ angesehen werden), weil eben die Prosa des augusteischen Zeitalter jetzt fast lediglich durch Livius repräsentirt wird, und wir vollends von dem Latein der alten Paduaner garnichts wissen. Dass Pollio aber, der von früher Jugend in der gebildetsten Gesellschaft Roms aufgewachsen war, derartige Anstössigkeiten merkte, kann nicht Wunder nehmen. Hätten wir aus der Zeit des Augustus z. B. die Werke des Valerius Messalla, so würde uns der Ausspruch des Pollio wohl verständlicher sein.

Wenn wir nun an den Satiren des Horaz die Urbanität rühmen, so müssen wir zunächst nicht vergessen,

dass, wie Lessing sagt, die Alten das nicht kannten, was wir Höflichkeit nennen, sondern ihre Urbanität von dieser eben so weit entfernt war als von der Grobheit: ferner, dass, wie oben bemerkt, die Wahl des Ausdrucks je nach den verschiedenen Gattungen der Litteratur differirte. — Sogar an Lucilius rühmt das Alterthum einstimmig seine Urbanität, und doch mangelt es bei diesem nicht an Cruditäten, die selbst mit Rücksicht auf den römischen Realismus zu stark erscheinen. Auch Horaz hat dergleichen, besonders in dem ersten Buch der Satiren, was seine Landsleute in den Kauf nahmen, theils weil sie es natürlich fanden, gewisse Sachen ohne Umschweife und Verbrämungen mit Namen zu nennen, theils weil kein Meister des Stils vom Himmel fällt, oder sich auch immer getreu bleibt.

Ein wesentlicher Bestandtheil der horazischen Satire sind ihre philosophischen, hauptsächlich moralischen, Reflexionen. Zwar auch Lucilius hatte oft der Philosophie und ihrer Vertreter gedacht, theils um die Philosophen zu necken, theils um seine damals noch wenig den philosophischen Studien befreundeten Landsleute mit den Resultaten der Griechen bekannt zu machen, theils endlich um gelegentlich Maximen derselben für die Praxis des Lebens zu verwerthen. Noch öfter findet sich Philosophisches, und zwar zu gleichen Zwecken in den menippeischen Satiren Varros. Aber eigentlich getränkt mit Philosophie hat die Satire Horaz. Sie bietet ihm, so zu sagen, das positive Element der Satire. Was er durch Verspottung und Geisselung der Gebrechen zerstört, sucht er durch die praktische Verwerthung philosophischer Maximen wieder aufzubauen. Dies nun hat einerseits den Vortheil, dass seine Satiren viel von dem specifisch Römischen abgestreift, dafür Cosmopolitisches angenommen haben, und so dem gebildeten Publicum aller Zeiten näher gerückt sind, andrerseits freilich den Uebelstand, dass sie minder farbenreich, kräftig und stoffreich er-

scheinen als die im concreten Leben des römischen Volkes sich bewegenden Dichtungen des Lucilius, nicht selten einen lehrhaften, um nicht zu sagen: schulmeisternden Ton anschlagen, gelegentlich selbst, wie z. B. die 1. und 3. des ersten Buches, die Gestalt philosophischer Diatriben annehmen. Auch darf nicht vergessen werden, dass Horaz damals, in jungen Jahren, noch nicht die Ruhe, Mässigung und auch nicht die Weltkenntniss hatte, welche die Episteln zeigen.

In den Satiren gibt sich Horaz durchweg als Epicureer und verspottet weidlich die Stoiker. Entsprechend den Grundsätzen Epicurs, wie des Horaz eigenstem Naturell, ist das von ihm hier wie in anderen Dichtungen angelegentlichst empfohlene juste-milieu, sowie die mehrfach ausgeführte Ansicht, dass alle menschlichen Beziehungen, zumal die Freundschaft auf einem Compromiss, hervorgegangen aus gegenseitiger Nachsicht, beruhen, weil eben „niemand ohne Fehler auf die Welt kommt“. — Bei solcher Abneigung gegen Excentricitäten kann es andererseits nicht befremden, dass Horaz die culinarischen und sonstigen Extravaganzen der Ultras unter den Epicureern seiner Zeit ebenso wenig goutirt als den Stoicismus.

Ich wende mich jetzt zur Sprache der Satiren, indem ich gleich hinzufüge, dass das Meiste des unten Gesagten auch für die Episteln gilt.

Auch diese ist, entsprechend dem Publicum, für das Horaz schrieb, durchweg in dem leichten, eleganten Ton der Conversation gebildeter Römer jener Tage, also ebenso frei von auffälligen Archaismen oder nur dem höhern Stil eignen Gräcismen als von Barbarismen.

Die in den Satiren sich findenden Archaismen, wie die Syncope in *erepsemus, evasse, surrexe* statt *erepsissemus, evasisse, surrexisse,* die auch in den Episteln vorkommenden Infinitive auf *-ier* erklären sich wohl meist daher, dass diese Formen zwar aus der gewöhnlichen Schriftsprache, jedoch noch nicht ganz

aus der gebildeten Conversation verschwunden waren. So ist andererseits nicht zu verwundern, dass Virgil eben diese Archaismen auch in der Aeneis anwendet. Die ältere Form des Genitivs auf *-um* für *-orum* hat Horaz nur in *deum*, *divum* und *nummum* (dies letzte in den Episteln), niemals in Oden und Epoden (denn die Strophe IV, 6, 21—24 ist unächt).

Es herrscht in den Satiren der Ton, den wir bei Plato und in den Briefen, wie den besten dialogischen Schriften Ciceros finden. Die Sprache ist lebendig, zeigt aber selten Aufregung (wie in I, 10), noch seltener höhern Schwung, wie er sich zuweilen bei Lucilius findet. Das Pathos, das mehrfach in II, 3; 7 hervortritt, wird durch die Persönlichkeiten, denen es in den Mund gelegt wird, in ein komisches Licht gestellt.

Horaz sagt selbst, wenn man in seinen Gedichten, wie in denen des Lucilius, die durch das Metrum gebotene Reihenfolge der Worte ändere, würden sie als Prosa erscheinen, während in gleichem Falle bei den aus Ennius Annalen entlehnten Zeilen:

als wieder die scheussliche Zwietracht
sprengte die Pfosten und Pforten, die eisenbeschlagnen, des Kriegsgotts,

möchte man die Worte umstellen, wie man wolle, immer wieder der gravitätische Stil des Epikers an den Tag treten würde. — Ich bitte hier auf das Wort „scheusslich“ zu achten. Dasselbe entspricht dem lateinischen „taeter“, und wie viele deutsche Autoren an jenem keinen Geschmack gefunden haben, so vermeiden die besten römischen Dichter (auch Horaz), ausser etwa in Nachahmung der ältern Sprache oder in der pathetischen Rede des Epos und der Tragödie, „taeter“. Ueberhaupt erstreckt sich der Unterschied der Stilgattungen bei den Alten bis in die kleinsten Details.

Entsprechend dem, durch die Wahl des Stoffes bedingten einfachen Ausdruck der Satiren braucht Horaz

in ihnen eine Anzahl plebejischer Worte, z. B. *balatro, blatero, garrio, mutto, vappa, caldus, soldus, surpite* für *surripite*, zahlreiche Deminutiva, ferner solche Pronomina, Adverbien, Conjunctionen und Satzwendungen, die sich zwar häufig in Prosa, aber theils selten, theils nie im höhern Dichterstil finden. So z. B. hat er das Pronomen *is, ea, id* mit seinen Casus, ausser den Formen *ei, eis*, oft in den Satiren, wie Episteln, aber (abgesehen von zwei unächten Stellen) nie in Oden und Epoden.

Von Frühern ahmt er zumeist den Lucilius nach. Oft klingt auch seine Sprechweise an die Comödie an, wie noch öfter und derber die des Lucilius. — Noch verdient Erwähnung der häufige Gebrauch fremder, besonders griechischer, in das gemeine Leben recipirter Substantiva, wie *raeda, ambubaja, pharmacopola, caballus, parasita.* Nie jedoch hat er sich erlaubt griechisch geschriebene Worte oder gar Citate aus griechischen Dichtern seinen Werken einzuverleiben, wie dies bei Lucilius häufig ist, und von Horaz als nonchalant und der römischen Gravität widersprechend gerügt wird.

Auch werden die griechischen Worte in den Satiren, Episteln und Epoden meist lateinisch deklinirt, gelegentlich mit Abweichungen von der griechischen Declination, wie *parasita* = *παράσιτος*, *lagoena* = *λάγυνος*, *caballus* = *καβάλλης*, wogegen in den Oden die griechischen Endungen, wenigstens bei den Eigennamen, überwiegen.

Hier ist endlich noch die nicht seltene Häufung von Begriffen hervorzuheben, wie sie in der ältern römischen Poesie überhaupt nicht selten war, aber von der Zeit des Augustus an in der Dichtung höhern Stils vermieden wird. So z. B. Sat. I, 1, 39:

> neque hiemps, ignis, mare, ferrum.

, 2, 1, 2:

> ambubaiarum collegia, pharmacopolae,
> mendici, mimae, balatrones.

Ep. II, 1, 192:

esseda festinant, pilenta, petorrita, naves.

II, 2, 203:

viribus, ingenio, specie, virtute, loco, re.

Sonst ist die Sprache meist behaglich breit, aber ohne Wortseligkeit.

Zur Lebendigkeit der Darstellung trägt in beiden Dichtungsgattungen auch bei der sehr häufige Gebrauch des Asyndeton.

Der Satzbau endlich nähert sich der Prosa durch seine zahlreichen Perioden, sowie Anknüpfungen vermittelst des Relativums.

Ich gehe schliesslich zur Charakteristik der Metrik der Satiren über. — Die Metrik bildet ein sehr gewichtiges Moment bei Würdigung der antiken Poesie, sie ist so eng mit der ganzen Anlage dieser verwachsen, influirt durch die verschiedenen Manipulationen, die sie hervorruft, so bedeutend auf Form und Inhalt, dass sie unmöglich übergangen werden kann.

Horaz tadelt den Lucilius, der irgendwo gesagt hatte, er mache oft in der Stunde zweihundert Verse, noch dazu auf einem Beine stehend, wegen seiner schlottrigen Hexameter. Allein seine eigenen Verse sind, wenn auch besser als die des Lucilius, doch weit entfernt von der Gestalt, die Virgil und zumal Ovid dem römischen Hexameter gegeben. Freilich thäte sehr Unrecht, wer dies einem Mangel an formalem Talent oder einer Nachlässigkeit des Dichters zuschreiben wollte; denn wie Oden und Epoden zeigen, verstand sich Horaz sehr gut auf die Kunst des lateinischen Hexameters. Allein er wollte eben nicht die neuen strengern Gesetze des Hexameters, wie wir sie zuerst bei Catull, dann in Virgils Bucolica und Georgica finden, für den satirischen Vers sanctioniren. Ihm schien es genügend, die lässigen Rhythmen des Lucilius, nur mit den Concessionen, die der geläuterte metrische Geschmack der

Zeitgenossen unbedingt erforderte, möglichst nachzuahmen.

Man findet also bei ihm oft eine Verletzung der rhythmischen Gesetze des Hexameters, die seit Virgil in den höhern Dichtungsarten meist streng gewahrt werden; so z. B. ist häufig im Versschluss ein vier- oder fünfsilbiges Wort, oder ein einsilbiges mit vorangehendem mehrsilbigen. Auch der Widerstreit von Cäsur oder Versende und Satzende findet sich öfters. Freilich hat eigentlich der Abschluss oder der Einschnitt eines Gedankens, wie er durch die Interpunktion angedeutet wird, mit dem in der Mitte durch die Cäsur, sonst durch das Versende gegebenen Schluss des Metrums nichts zu schaffen. Allein das Bestreben nach gleichzeitigem Abschluss oder Einschnitt des Gedankens und des Rhythmus ergibt sich so spontan, dass schon früh die Dichter des Alterthums sich scheuten, beide zu sehr disharmoniren zu lassen.

Von der dem Latein, wie dem daraus entstandenen Italienisch, in dieser Gestalt eigenthümlichen Verschleifung eines Endvocals mit folgendem vocalischen Anfang, welche seit Catull und Virgil immer seltener oder doch vorsichtiger angewandt wurde, finden sich gleichfalls in den Satiren häufige und zuweilen ziemlich harte Beispiele: ebenso erlaubt sich Horaz manche Verschmelzungen von Vocalen in der Mitte des Wortes (Synizesen), wie sie bei den bessern Dichtern nicht gebräuchlich sind. — Umgekehrt macht er keinen Gebrauch von manchen Licenzen, welche die Kunstdichter der Zeit in den höhern Stilarten anwendeten; so z. B. findet sich nie der Spondeus an fünfter Stelle des Hexameters; ebensowenig Verlängerung von Endsilben oder Hiatus bei folgendem griechischen Worte.

Die Satiriker der Kaiserzeit, Persius und Juvenalis, stehen ganz auf den Schultern des Horaz, wie sie selbst bezeugen und zahlreiche Nachahmungen bestätigen. Ihre

Metrik ist übrigens, entsprechend dem feinen, wenn auch etwas verzärtelten, Geschmack des silbernen Zeitalters der römischen Litteratur, mehr abgeschliffen.

Ich wende mich jetzt zu des Horaz vollendetstem Werke, den Episteln.

Um Plan und Zweck derselben richtig zu begreifen, müssen wir zunächst bemerken, dass nicht bloss das zweite Buch, sondern schon das, viel früher erschienene, erste von Horaz verfasst wurde mit der Absicht, seine dichterische Thätigkeit abzuschliessen.

Horaz betrachtete mit der zu Anfang des J. 24 erfolgten Ausgabe der drei Bücher Oden seine lyrische Laufbahn als beschlossen.*) Die Gluth der Jugend war in ihm erloschen. Damals schrieb er einem Freunde, der in Liebe zu einer Magd entbrannt war (carm. II, 4, 21 fgdd.):

> Ihren Arm, die Miene, die runden Waden
> preis' ich sonder Neid dir. Verbann den Argwohn!
> denk', dass schon die eilende Zeit das achte
> Lustrum mir abschloss!

Auch das poetische Feuer war im Abnehmen.

Allzulange hatte Horaz in den politischen und moralischen Oden sich eines Pathos befleissigen müssen, das seiner Natur eigentlich widerstrebte. Er wollte nun wieder zu der heitern Nonchalance zurückkehren, die ihn einst in jüngern Jahren beim Dichten der Satiren geleitet hatte, und zugleich in der vollen Reife der Jahre, auf der Höhe seiner Entwicklung, zu seinem wie der Freunde Nutzen das Facit aus seinen Erlebnissen, Studien und Reflexionen ziehen. So entstand das erste Buch der Episteln, geschrieben in den Jahren 24—20.

Ein äusserer Anlass bestimmte ihn später, noch einmal zur lyrischen Poesie zurückzukehren.

Nachdem er ihr definitiv Valet gesagt hatte, schrieb

---

*) Lachmann, kleinere Schriften II, 155.

er das zweite Buch der Episteln; denn es kann nicht bezweifelt werden, dass dies das letzte aller horazischen Werke ist, verfasst in den fünf letzten Jahren des Dichters. Wie das erste Buch der Episteln hauptsächlich seine Erfahrungen im praktischen Leben abspiegeln sollte, so beschloss er im zweiten, am Ende seiner poetischen Laufbahn, seine Anschauungen über Wesen, Mittel und Zwecke der Poesie, zumal der dramatischen, zum Nutzen der Zeitgenossen wie der spätern Geschlechter darzulegen.

Das erste Gedicht ist höchstwahrscheinlich dem Jahre 13 zuzuweisen, da der Anfang desselben wohl auf die damals erfolgte Heimkehr des Augustus, der drei Jahre von Rom entfernt gewesen war, und die gleichzeitig zu seiner Verherrlichung decretirten oder in Ausführung gebrachten Ehren hinweist.

Das zweite ist verfasst im J. 12 oder 11, zu der Zeit als Julius Florus, an den es gerichtet war, mit Tiberius in Pannonien weilte. Denn offenbar fällt es nicht früher, obwohl Florus verschiedene Expeditionen des Tiberius mitgemacht, da Horaz in diesem Brief eben so entschieden die Aufforderung zu neuen lyrischen Poesien zurückweist, als im Eingang des ersten Buches dem Mäcenas gegenüber.

Was endlich den Brief an die Pisonen betrifft, so bietet er freilich nicht die geringste chronologische Andeutung (denn die Erwähnung des Kunstrichters Mäcius, V. 387, dessen Blüthezeit vor die Schlacht bei Actium fällt, ist, wie schon Bentley erkannte, rein symbolisch, und ebenso wenig ist aus V. 371 zu schliessen, dass der Rechtsgelehrte Cascellius, dessen Blüthe um's J. 44 fällt, damals noch unter den Lebenden weilte). Gleichwohl kann kein Verständiger bezweifeln, dass Horaz erst durch die beiden ersten Briefe des zweiten Buches auf den Gedanken gebracht wurde, seine Ansichten über die Poesie, oder vielmehr speciell die Theorie des

Dramas, zum ausschliesslichen Gegenstand eines Gedichtes, noch dazu des längsten von allen, zu machen. Danach wird der Brief an die Pisonen in's J. 10 oder 9 fallen.

Dass das zweite Buch der Episteln künstlerisch höher steht und einen frischeren Ton hat als das vierte Buch der Oden, erklärt sich also nicht, wie man zuweilen gemeint hat, aus der frühern Abfassungszeit, sondern einfach aus dem Umstande, dass Horaz sich dort mehr in seinem Element befand.

Die Episteln unterscheiden sich schon äusserlich von den Satiren, da sie mit besondern Zwecken an bestimmte Personen gerichtet waren (abgesehen von der letzten des ersten Buches, in der scherzweise das Buch selbst angeredet wird) und so natürlich der Eigenart jedes Adressaten accommodirt werden mussten. — Diese Personen nun gehören den verschiedensten Ständen an. Denn neben Augustus, Mäcenas, Tiberius, Mitgliedern der römischen Aristokratie, sind auch Dichter und Gelehrte bedacht, wie Tibullus und Aristius Fuscus. Sogar der Verwalter vom Gut des Horaz und ein Ueberbringer von Gedichten an Augustus figuriren unter den Adressaten, wenn auch diese beiden mehr zum Schein und mit besonderen Absichten.

Die poetische Epistolographie ist in Griechenland so alt wie Elegie und Jambus: sie beginnt schon mit Archilochus. Sie fand bei den Römern eifrige Nachfolge. So richtete schon im J. 146 vor Chr. ein Mummius (aber nicht etwa der Zerstörer von Corinth, der alles eher denn Poet war) Briefe in artigen Versen — wie Cicero sagt — (d. h. nicht in dem alten saturnischen Metrum, sondern wahrscheinlich in Jamben oder Trochäen) aus dem Lager vor Corinth an seine Freunde in Rom. Auch Lucilius hat sich in seinen Satiren ohne Zweifel oft der Briefform bedient. So begann ein Gedicht bei ihm:

wie ich befinde mich, fragst zwar nicht du; doch sollst du es hören.

Seine Briefe waren, wie seine übrigen Gedichte, gewiss aus der Realität des täglichen Lebens geschöpft, gingen aber von dieser gelegentlich zu Fragen von allgemeinerem Interesse über.

Auch unter den Briefen des Horaz finden sich solche, die sich von denen des alltäglichen Lebens lediglich durch die poetische Form unterscheiden, so die Empfehlung des Septimius an den Tiberius, I, 9, oder der Auftrag an Vinius, als dieser zu Augustus reiste, I, 13. Weit häufiger dagegen nimmt er Anlass, von den persönlichen Verhältnissen des Absenders oder Empfängers der Briefe zu allgemeinen Betrachtungen überzugehen. Der Uebergang geschieht dann leicht und ungezwungen, mit genauer Berücksichtigung der Verschiedenheit in Charakter und Stellung jedes einzelnen Adressaten. — Zuweilen beginnt der Brief gleich lehrhaft, wie I, 17; 18. Doch war dies nur bei jüngern oder weniger namhaften Freunden am Platze. Männern wie Mäcenas oder Augustus gegenüber hätte das Hervordrängen des lehrhaften Elements dem Horaz den Anschein der Unhöflichkeit, Selbstgefälligkeit oder wenigstens den eines Philosophasters und Tugendschwätzers geben können. Im Verkehr mit solchen musste auch sorgfältig jeder lehrhafte Anstrich der empfohlenen Lebensweisheit, überhaupt alles Pedantische und Schulmeisterliche vermieden werden. Daraus ergibt sich auch, dass das polemische, so zu sagen destructive, Element zurücktreten musste gegen das, gleichsam unbewusst, aufbauende: andernfalls konnte man leicht gehässige Anspielungen auf den Charakter der Adressaten oder mindestens zudringliche Mittheilung eigner Antipathien herausfinden. Der Ton ist überhaupt ein ruhigerer, mehr abgeklärt, mit feinerer Ironie als in den Satiren. Theils die veränderte Dichtungsart, theils die vorgerückten Jahre des Dichters erklären dies leicht.

Zeigten uns die Satiren den jungen, gelegentlich aufbrausenden oder auch linkischen Philosophen, so legen die Episteln überall Zeugniss ab von der Weltklugheit und Fassung des gereiften Mannes, dem Alter und Erfahrung die schwierigste aller Künste, die Kunst Maass zu halten, gelehrt haben. — Die Episteln nehmen entschieden den höchsten Platz unter des Horaz Werken ein, und sind wie nach Inhalt, so durch die Behandlung des Stoffes noch heut allgemeinen Interesses würdig.

Die ganze Darstellung bekundet ebensosehr den vollendeten Meister der poetischen Mittel wie den gereiften Weltmann, der nicht, wie Virgil in überirdischen Sphären schwebt oder wie Ovid, nachdem sich sein Uebermuth ausgetobt, in der phantastischen Wunderwelt griechischer und römischer Mythen der Vorzeit sein Haus baut, sondern der mit griechischer Weisheit und griechischer Humanität die Verhältnisse, wie sie die Geschichte Roms und zuletzt die Monarchie geschaffen, wonach, wie bereits bemerkt, für das starre, harte Römerthum kein Platz mehr war, zu durchdringen, zu veredeln und zu beherrschen sucht. Soweit es überhaupt einem Römer, der noch die Zeit der Republik gesehen hatte, möglich war, soweit zeigen die Episteln des Horaz den Weltbürger, den Dichter aller Zeiten und Völker. — Darum sind sie das schönste Denkmal des Einflusses griechischer Denkart auf römische.

Im Uebrigen schliessen sie sich eng an die Satiren an, nur dass sie überall den Fortschritt bekunden. — Die Composition ist auch in den Episteln gelegentlich locker. Digressionen, selbst unerwartete, sind nicht vermieden. — Doch gelingt es meist leicht, dem Ideengang und immer, dem leitenden Gedanken zu folgen. — Gespräche und Reden Beispiels halber eingeführter Personen sind auch in den Episteln zu finden, doch natürlich viel weniger als in den Satiren. Cruditäten und Scandalosa, sowie karikirte Charakterschilderungen, sind gemieden.

Es zeigt sich im Stil eine eben so wohlerwogene als glückliche Verschiedenheit je nach Charakter und Stellung der Adressaten. Man vergleiche z. B. den heitern, nonchalanten Brief an Tibullus (I, 4), worin er diesen sentimentalen, dem Genus des Landlebens und der Liebe ergebenen, gelegentlich auch melancholischen Dichter auffordert, das Leben leicht zu nehmen und zu geniessen und ihn, „das Ferkel der Herde Epicurs“, bald, des guten Beispiels wegen, zu besuchen oder gar das von Laune übersprudelnde Sendschreiben an Vinius (I, 13) mit der gemessenen, wohldurchdachten Empfehlung an eine so studirte, abgeschlossene Natur, wie des Augustus Stiefsohn Tiberius war (I, 9). Die Sprache, von der schon vieles bei den Satiren erwähnt war, ist so gefeilt und elegant, dass man sie selbst nach heutigen Begriffen für urban halten kann, allerdings mehr mit Gräcismen versetzt als die Satiren, aber durchweg mit Vorsicht und Geschmack. Archaismen sind noch mehr vermieden als in den Satiren. — Auch die Metrik hat ganz erheblich an Feinheit und Zierlichkeit gewonnen, doch will ich den Leser mit den ebenso zahlreichen als subtilen Details verschonen.

Ich gehe noch weiter auf den Inhalt der Episteln ein. Während in den Satiren die Stoiker oft als Zielscheibe des Spottes herhalten müssen, werden sie, wie schon oben erwähnt, in den Episteln, die geschrieben sind in einer Periode, wo das Feuer der jugendlichen Leidenschaften allmälig verglimmte, die Beschwerden des nahenden Alters sich mehr und mehr bemerklich machten, mit Achtung und Sympathie behandelt, wenn auch gelegentlich ein harmloser Spott unterläuft, wie am Schluss des ersten Briefes. Zwar blieb Horaz praktisch Epicureer (wie er sich ja auch als solchen in dem Brief an Tibull bezeichnet) und übrigens Eklektiker. Aber bei Fragen der höhern Moral folgt er in den Episteln, wie im Grunde auch Cicero in den philosophischen Schriften, der Stoa.

Sogar den Selbstmord entschuldigt er in dem Falle, dass es dem Weisen ganz unmöglich gemacht wird, ohne Leidenschaft bloss der Tugend zu leben (Ep. I, 16, 78, 79).

Zusammengefasst sind die wichtigsten Maximen seiner philosophischen Betrachtungen in zahlreichen Sentenzen, während solcher die Satiren nur wenige bieten. Aber auch dies geschieht mit Grazie. Die Sentenz dient nicht als müssiger, unvermittelter Schmuck, wie oft bei Euripides, sondern zieht nur die logischen Consequenzen aus der vorhergegangenen, gelegentlich auch der folgenden, Exposition und kommt so in feiner Weise dem Verständniss der Leser, zunächst natürlich des Adressaten, zu Hülfe. Diese Sprüche der Weisheit sind dann häufig in allen Zeiten wiederholt worden, und haben des Horaz Namen auch in Kreisen populär gemacht, die sich sonst wenig für römische Dichter interessiren.

Während in dem ersten Buch nur gelegentlich litterarische Fragen behandelt werden (so besonders I, 19, wo Horaz dem Mäcenas die Muster und Grundsätze, die ihn bei Abfassung von Epoden und Oden leiteten, darlegt), ist das zweite fast ganz diesen gewidmet.

Es bestand damals eine krankhafte Neigung zum Epos, die um so schlimmer wirkte, als die von den Griechen stets verehrte Autorität Homers auch auf die Römer ähnlich influirte. Wenn das erdrückende Ansehen von Homers Liedern, die nur dann recht zu würdigen und zu geniessen sind, falls man sie als poetische Erzeugnisse eines ganzen, von jugendlicher Phantasie strotzenden Volkes im Lauf von Jahrhunderten auffasst, nicht als das Werk eines einzigen Dichters — woran aber im Alterthum kaum jemand dachte — es verhindert hat, dass sich in der spätern Entwicklung der griechischen Litteratur ein eigenthümliches und scharf ausgeprägtes Kunstepos bildete, so schadete es noch weit mehr bei den Römern, die erst auf der Höhe ihrer historischen

Entwicklung sich der Poesie ernstlicher beflissen, und deren subjective, bald auch mit allen Zweifeln der griechischen Scepsis getränkte, überdies sentimentale Anlage (das Wort „sentimental“ natürlich in ästhetischem, nicht in moralischem Sinne genommen) zu Homers naiver Dichtung nur ein äusserliches Verhältniss hatte. Ferner fassten Griechen wie Römer vieles Stoffliche, das nur aus der allmäligen Entstehung von Ilias und Odyssee zu erklären oder zu entschuldigen ist, als „condicio sine qua non“ eines mustergiltigen Epos — so z. B., um nur das Wichtigste hervorzuheben, die Cataloge von Heroen oder die endlosen Kampfbeschreibungen der Ilias, die selbst Virgil, eine alles eher denn kriegerische Natur, seiner Aeneis unerlässlich erachtete, ebenso das so häufige Eingreifen der Götter, mit ihrem oft mehr thätigen als würdigen Antheil an den Geschicken der Heroen. — Mit richtigem Blick erkannten viele Römer, dass für die heimische Dichtung das historische Epos eben so natürlich sei, als für die griechische das mythische. Gleichwohl konnten sie sich nicht von dem seit Augustus Zeit noch durch Virgils Autorität bestätigten Unwesen endloser Schlachtschilderungen, mechanisch angewandten Götterapparats u. dgl. emancipiren, ebensowenig als die Kunstdichter der Renaissance. Lucan hat sich freilich von diesen Vorwürfen ziemlich frei gehalten, desto unangenehmer aber wirkt bei ihm, trotz seines grossen Talentes, die masslose Anwendung der Rhetorik, die ja auch des hochbegabten Claudian, noch dazu meist panegyrische, epische Dichtungen oft so ungeniessbar macht.

Horaz war, seiner ganzen Natur nach, nicht dazu gemacht, das römische Epos zu reformiren; und hätte er es verstanden, würden seine Versuche kaum auf fruchtbaren Boden gefallen sein. Das Vorurtheil zu Gunsten Homers war zu tief eingewurzelt. — Desto mehr begriff er, dass die Zeit dem Drama günstig wäre. Auf dieses ist in der Epistel an Augustus vorwiegend, und in der

an die Pisonen fast ausschliesslich sein Augenmerk gerichtet.

Das Drama, das auf dem lebendigen Austausch zwischen Dichter und Publicum basirt, musste schon deshalb von selbst mehr der römischen Individualität Rechnung tragen. Auch gebrach es den Römern keineswegs an Talent für das Drama. Die zur Tragödie nöthige Grandezza und Energie lag schon, wie Horaz selbst anerkennt, im Charakter der Römer und ihrer Sprache: umgekehrt kam dem Lustspiel zu Hülfe die den Italienern eigene Neigung zu Scherz und Spott. Es kam also hauptsächlich auf geeignete Wahl des Stoffes und grössere Kunst der Bearbeitung an.

Nun war man im Lustspiel längst davon zurückgekommen, nach dem Beispiel des Plautus und Terenz, wie der übrigen Dichter der Palliata, griechische Zustände, nur gelegentlich den römischen angepasst, theilweise freilich bei diesem Bestreben karikirt, dem Publicum vorzuführen; die folgenden Entwicklungsarten des römischen Lustspiels, Togata, Atellana und Mimus behandelten römische oder italische, oder doch rein menschliche, von einer bestimmten Nationalität absehende Verhältnisse.

In der höchsten Leistung des Dramas aber, der Tragödie, hatten gleichfalls schon vor des Horaz Zeit die Dichter nicht selten römische Stoffe erkoren, wie denn die römische Geschichte (abgesehen dass das erotische Element grade in ihr wenig vertreten war) für die Tragödie gemacht ist wie keine andere.

Zwar der Vater des römischen Dramas, der etwas stumpfe Livius Andronicus (aufgetreten 240 v. Chr.), scheint noch keine historischen Tragödien gedichtet zu haben, aber noch zu seiner Zeit der reichbegabte Campanier Naevius, dann die drei Klassiker der republicanischen Tragödie, Ennius, Pacuvius, Accius. Den Stoff wählten sie entweder aus der halb sagenhaften Königs-

zeit Roms (so machte Naevius die Kindheit des Romulus und Remus, Ennius den Raub der Sabinerinnen zum Gegenstand einer Tragödie) oder aus der helleren Epoche seit den Samniterkriegen, nicht selten auch aus der Gegenwart*), wie Naevius die Schlacht bei Clastidium (222 v. Chr.), Pacuvius die Zertrümmerung Macedoniens durch Aemilius Paulus (169), Accius den Opfertod des jüngern Decius (295).

Grade in der Zeit nach Cäsars Ermordung hatte übrigens die gräcisirende Tragödie der Römer durch Pollio, Varius u. A. einen neuen Aufschwung genommen. Schon damals wurde auch in metrischer Hinsicht die wichtige Reform eingeführt, dass der Spondeus in jambischen und trochaeischen Maassen nur da zugelassen ward, wo ihn die griechischen Tragiker geduldet hatten, an diesen Stellen aber, entsprechend der tragischen Grandezza, möglichst viel, zumal vor dem letzten Jambus. — Den Thyestes des Varius, welches Stück bei den Spielen zur Feier der Beendigung der Bürgerkriege aufgeführt wurde, rühmen die feinsten Kunstrichter der Alten sogar als ein Meisterwerk.

Von den Komikern der Zeit des Augustus ist auch nicht ein Vers erhalten. Doch lässt sich mit ziemlicher Sicherheit über die Komödie jener Epoche folgendes sagen.

Soweit nicht der Pantomimus (das Ballet) des grossen Haufens Interesse in Beschlag nahm, ergötzte dieser sich an der burlesken Poesie der Atellane und des Mimus. Für dergleichen konnte Horaz nur ein mitleidiges Lächeln haben: er erwähnt des volksthümlichen Lustspiels seiner Zeit gar nicht. Dagegen gab es einzelne Dichter, die, genau wie die gleichzeitigen Tragiker, versuchten, auch

---

*) Die Ambracia des Ennius jedoch war keine Tragödie, sondern gehörte, wie der Scipio, zu den Satiren. Weiteres über dieses, schon in der Biographie des Lucilius erwähnte, Factum wird die Ausgabe des Nonius bringen.

die Komödie kunstgerecht zu verfeinern, theils indem sie auf die Feinheit und Consequenz der dramatischen Intrigue und die Charakteristik der handelnden Personen grössere Sorge wandten als meist geschehen, theils in sprachlicher und metrischer Hinsicht.

So cultivirte die alte, dem griechischen Leben entlehnte Palliata Fundanius, den Horaz ausdrücklich den Anhängern der neuen Kunstschule zuzählt und neben den Vertreter der modernen Tragödie, Asinius Pollio, stellt (s. I, 10, 40 fgdd.). — Ferner machte der Grammatiker Gaïus Melissus, ein Freigelassener des Mäcenas, einen gleichen Versuch mit der Togata, dem nationalen Lustspiel der Römer; denn dass seine „Trabeaten" (so betitelte er sie) ganz im Geist der neuen Kunstschule waren, lässt sich bei seinen engen Beziehungen zu Mäcenas (man vergl. die Fragmente Suetons, S. 115, 16 der Ausgabe von Reifferscheid) nicht bezweifeln. Mäcenas hat eben, soviel wir wissen, nur Dichter der neuen Richtung begünstigt.

Natürlich waren die Komödien des Fundanius und Melissus hauptsächlich für die Lectüre oder Recitation bestimmt, jedenfalls für einen auserwählten Kreis, ähnlich wie die griechischen Komödien, die des Augustus Enkel, Germanicus, ohne Zweifel in Nachahmung des Menander, schrieb.

Horaz nun wollte keineswegs die Behandlung griechischer Mythen von der Tragödie ausgeschlossen wissen. Ja er scheint ihnen, obwohl er mit warmem Lobe erwähnt, dass seine Landsleute auch vaterländische Stoffe für das ernste Drama gewählt (ep. II, 3, 285 fgdd.), den Vorzug einzuräumen, vielleicht weil er voraussah, dass die Entwicklung der Kaiserzeit manches Schwierige und Missliche für die dramatische Verwerthung historischer Stoffe, die doch vornehmlich aus den Zeiten des Freistaates geschöpft sein mussten, mit sich bringen würde, oder weil er meinte, dass die damals den Römern

allgemein bekannten Mythen der Griechen gleichfalls ein populärer Stoff wären, sowie dass sie sich besser zur folgerechten Darstellung rein menschlicher Leidenschaften eigneten als die auf der exclusiven Besonderheit des Römerthums basirten Begebenheiten der römischen Geschichte.

Die mythische oder historische Tragödie (denn die „bürgerliche" ist ein Product der Neuzeit) erscheint dem Horaz, wie dem Aristoteles, bestimmt zur Erregung von Furcht und Mitleid (ep. II, 1, 210 fgdd.). Der Künstler schafft sie, indem er sich vermittelst der Phantasie in eine nach Zeit, Ort und Handlung von seinem Leben ganz verschiedene Situation versetzt. Gelingt es ihm, diese so treu, folgerichtig und lebendig zu erfassen, dass auch die Zuhörer von der poetischen Fiction hingerissen werden, so hat er sein Ziel erreicht.

Die Komödie soll entweder Scenen des Alltagslebens mit seinen kleinen Freuden und Leiden oder, wie das Satyrdrama der Griechen, ähnliche Begebenheiten aus dem vom Volk ja im Wesentlichen anthropomorphisch gedachten Götter- und Heroenkreise künstlerisch behandelt vorführen, diese natürlich mit der Idealität, welche die, immerhin ideale, Welt der Götter und Halbgötter erfordert (ep. II, 3, 231—247).

Danach legt Horaz das Hauptgewicht im Drama auf die Einheit der Handlung, geschickte Disposition des Stoffes, Consequenz der Charakterschilderung, prägnante Zeichnung und strikte Durchführung jeder Individualität nach Ursprung, Lebensstellung und Alter (vgl. ep. II, 3, 114 fgdd.; 236 fgdd.), vor allem aber auf Wahrheit und Natürlichkeit der Darstellung. — Deshalb vermochte er dem von Euripides und gewiss auch von vielen jüngern Dramatikern nicht selten missbrauchten „deus ex machina", der den dramatischen Knoten zerhaut, statt ihn zu lösen, wenig Geschmack abzugewinnen (ep. II, 3, 191, 2). — Dabei war es ihm gleich, ob der Dichter

in stofflicher Hinsicht der gegebenen Ueberlieferung treu folgte, oder, was natürlich schwieriger, oft aber auch dankbarer, sie durch freie Erfindung umgestaltete.

Als praktischer Römer ertheilt er endlich die Krone dem Dichter, der das Nützliche mit dem Süssen mischt. Dies bezieht sich, wie schon früher bemerkt, abgesehen von der didaktischen Poesie, die bekanntlich bei den Römern in hoher Gunst stand, hauptsächlich darauf, dass der Dramatiker in kurzer, sententiöser Form, natürlich mit Grazie, ohne jede Schulmeisterei, so zu sagen als Facit seiner Werke, dem Publicum Lehren der Lebensweisheit auf den Weg geben soll.

Wie bereits angedeutet, war Horaz auch der Einführung des satyrischen Dramas der Griechen, das bei diesen den Abschluss der tragischen Trilogie bildete, nicht abgeneigt, natürlich so, dass es nicht als Appendix der Tragödie, sondern als selbständige Dichtungsart aufträte, wie auch, zumal in späteren Zeiten, bei den Griechen, jedoch als Mittelding zwischen Tragödie und Komödie diente, als „Tragikomödie" wie des Plautus gleichfalls der Mythologie entlehnter Amphitruo bezeichnet wurde. — Dahingegen erkannte er, dass die Wiederbelebung der altattischen, auf Geisselung öffentlicher Gebrechen gerichteten, Komödie unmöglich sei.

Desto mehr Gnade fanden bei ihm die Palliaten und Togaten, diese wegen ihres nationalen Gehaltes, jene, weil sie das Leben der kosmopolitisch angelegten Griechen nach Alexander d. Gr. und so überhaupt die reine Menschlichkeit im Lustspiel darstellten.

In Bezug auf die äussere Technik des Dramas, wie die Forderung, dass es nicht mehr und nicht weniger als fünf Akte habe, dass nur drei Schauspieler auftreten, hält sich Horaz durchweg an die altgriechischen Dramatiker, bezüglich an ihre Commentatoren, die alexandrinischen Grammatiker. Aus diesen und nur mittelbar aus Aelteren, wie z. B. Aristoteles, hat er auch gewiss alles

geschöpft, was in seinen der litterarischen Kritik gewidmeten Satiren und Episteln nicht sein Eigenthum ist. — Sogar den Chor, der in der republicanischen Zeit dem römischen Drama fremd gewesen, in die Tragödie jedoch vielleicht schon von den ältern Zeitgenossen des Augustus, wie Varius, eingeführt war, empfiehlt er (ep. II, 3, 193 fgdd.), freilich nicht den Chor, der das Vortragen philosophischer Gemeinplätze zur Aufgabe hat, wie wir ihn bei Seneca finden, sondern, nach dem Muster des Aeschylus und Sophocles, den aktiv in die Entwicklung des Dramas eingreifenden, an Wohl und Wehe der handelnden Personen eifrigst betheiligten, übrigens als ethisches Correctiv der Leidenschaften des Dialogs dienenden.

Im Uebrigen eifert er, wie man auch nicht anders erwarten kann, gegen den schon in der letzten Zeit der Republik eingerissenen Prunk der Bühnenausstattung, sowie die Vorliebe vieler Dramatiker für effectvolle, gleichfalls auf Sinnenkitzel berechnete Situationen und drastische Verwandelungen (ep. II, 3, 185 fgdd.).

Das Studium der alten Griechen, welche die von ihm gestellten Forderungen am häufigsten und besten erfüllt hatten, ist ihm hier wie überall Alpha und Omega:

drum wälzet die Werke der Griechen
eifrig, am Tag, in der Nacht; lasst nie sie den Händen entgleiten!

Da der Name „Grieche“ bei den Römern damals einen übeln Klang hatte, insofern der Charakter des griechischen Volkes in späteren Zeiten viel zu wünschen liess, so nennt Horaz die alten Griechen, wenn er von ihrer Litteratur spricht, vielmehr „Grajer“; wie überhaupt die Dichter im höhern Stil nicht leicht das Substantiv „Graecus“ gebrauchen. Nur das Adjectiv findet sich bei Horaz und der Name des Landes „Graecia“.

Natürlich redet er keiner sclavischen Nachahmung das Wort. Das Studium soll vornehmlich dazu dienen,

den Geschmack zu bilden. Denn, wie es in dem Briefe an die Pisonen heisst,

erstes Gesetz, willst schreiben du gut, ist geläutertes Urtheil.

Hat der angehende Dichter erst den Geschmack künstlerisch ausgebildet, so kann er beliebige Stoffe wählen.

Ferner soll man sich der Kunst weihen, wie die alten Griechen, nicht um damit Geld zu machen, aber ebenso wenig als Dilettant, mindestens nicht mit dem Anspruch ein Dichter zu sein und poetischen Ruhm zu ernten. Den Dilettantismus in der Kunst hasst Horaz grimmig, weil er nothwendig zur Eitelkeit, Nonchalance und Formlosigkeit führt, auch dem Cliquenwesen günstig ist und schliesslich für den Dilettanten selbst sehr unangenehme Folgen haben muss.

Was die Sprache betrifft, so gestattet Horaz dem Dichter natürlich sowohl Archaismen als Neuerungen, mögen sie Gräcismen sein oder nicht (ep. II, 2; 115 fgdd.; 3, 47 fgdd.). Nur soll alles dem Inhalt gemäss sein, auch mit Vorsicht und massvoll verwendet werden.

Hinsichtlich der Metrik des Dialogs brauchte er eigentlich nichts zu neuern, da die Dramatiker nach Cäsars Ermordung, wie wir gesehen, bereits den strengen Forderungen der Griechen sich accommodirt hatten. Für die Chöre der Tragödie dürfte er anapästische Dimeter und einfache trochäisch-daktylische (sog. logaödische) Metra als geeignet erkannt haben, natürlich nicht die anapästischen Monometer des Seneca oder gar die meist aus Theilen von lyrischen Metren des Horaz zusammengewürfelten Verse, die dieser in einigen freiern Chören hat.

Im Uebrigen ist Horaz natürlich der Ansicht, dass zum Hervorbringen eines dramatischen, wie jedes litterarischen, chef d'oeuvre ebensosehr glückliche Anlage, als Studium und Schulung erforderlich sei. Wenn er trotzdem gelegentlich mehr auf die Form oder mehr auf den Inhalt Gewicht zu legen scheint, so erklären sich solche Stellen aus dem Zusammenhange. — Aehnliche,

nur scheinbare, Inconsequenzen finden sich z. B. auch in Goethes ästhetischen Urtheilen öfters.

Hiernach stände nichts im Wege, von den Episteln Abschied zu nehmen, wenn ich nicht noch einige Worte von der letzten sagen müsste. — Denn der Brief an die Pisonen bildet seit langer Zeit ein Problem der höhern Kritik, schon deshalb, weil man sich bald nach des Horaz Tod gewöhnt hatte, ihn zu betiteln „das Buch von der Dichtkunst“, und deshalb vieles in ihm suchte, was nicht zu finden. Horaz hat in diesem Werk eben vor allem das Drama im Auge, ganz in zweiter Linie erst die übrigen, in Nachahmung der Griechen von den Römern cultivirten Dichtungsgattungen, specifisch römische, wie die Satire, Fescennine und Atellane, garnicht.

Die Form des Briefes ist ferner kein leeres Schema. Es ist ganz unzweifelhaft, dass Horaz zunächst beabsichtigte, die Söhne des Lucius Calpurinus Piso (Consul 15 v. Chr.), besonders den ältern, die, wie viele junge Adlige dieser Zeit, von der herrschenden Verswuth angesteckt waren, durch kluge Ermahnungen entweder abzuschrecken oder doch auf den rechten Weg zu leiten. Damit ging freilich Hand in Hand der Wunsch, sich über das Drama möglichst vollständig auszusprechen. Da wir hier also kein systematisches Lehrgedicht, sondern einen wirklichen Brief vor uns haben, so ist allerdings, wie in manchen andern Episteln, der Zusammenhang zuweilen lax, Wiederholungen sind nicht ganz vermieden. Doch haben die zum Theil gradezu transcendentalen Umstellungen der Kritiker älterer und neuerer Zeit das Uebel eher gemehrt als gemindert. Dass gleichwohl Verse oder auch ein oder das andere Capitel aus seinem Zusammenhang gerissen ist, soll damit nicht geläugnet werden.

Die formelle Vollendung ist übrigens in dem Brief an die Pisonen und überhaupt im zweiten Buch der Briefe womöglich noch grösser als im ersten.

Die Lehren des Horaz, zumal der Brief an die Pisonen, haben einen tiefen Einfluss auf die gleichzeitigen und folgenden Dramatiker geübt, vornehmlich in metrischer und sonst in technischer Hinsicht. So z. B. hat kein Tragiker nach Horaz wieder gewagt sich in den Jamben und Trochäen die Freiheiten der republicanischen Zeit zu gestatten. Allein eine Regeneration des römischen Dramas hat Horaz nicht herbeigeführt. Die Tragödie blieb auch später ein Spielwerk mehr oder weniger geistvoller Dilettanten, die meist griechische Stoffe, gelegentlich römische für die Bühne oder auch bloss für die Lectüre verarbeiteten, grösstentheils als Parerga neben wichtigeren Arbeiten für das praktische Leben oder für die Litteratur, nicht selten mit tendenziöser Absicht. Das Ueberwuchern der Rhetorik hemmte die Unbefangenheit der Darstellung, und machte zugleich in der Charakteristik für die Verschiedenheiten der Nationalitäten wie der einzelnen Individuen unempfänglich. Die Helden des Seneca sind alle Kinder der Rhetoren- und Philosophen-Schulen der Kaiserzeit, meist verkörperte Schablonen des Stoicismus, und dies ist ein so grosser Fehler, dass selbst die grossen Schönheiten des Ausdrucks, die vollendete Kunst des Versbaus, die unleugbare Erhabenheit der Gedanken uns nicht genügend entschädigen. Freilich müssen wir, um gerecht zu sein, grade bei der römischen Litteratur, wo der Verlust so gross ist, und nicht selten die Werke grade der bedeutendsten Geister getroffen hat, unser Urtheil über die Tragödie nach Horaz mit Vorbehalt abgeben. Wir würden vielleicht anders urtheilen, wenn wir die Tragödien des Ovid hätten, zumal die Medea, obwohl auch bei diesen die Rhetorik gewiss nicht zu kurz gekommen.

Ziemlich sicher aber ist, dass mit Hadrians Zeit, oder spätestens mit den Antoninen, die römische Tragödie verstummte. Selbst die Worte „tragisch“, „Tragödie“ verloren in der spätern Litteratur ihre eigentliche

Bedeutung, und wurden identisch mit „schauerlich“, „Schaudergeschichte“.

Noch weniger erfreuliches oder wichtiges ist von der weitern Entwicklung der Komödie zu melden. Wir kennen nur noch zwei Palliatendichter aus späterer Zeit, der des Trajan, Verginius*) Romanus (den der gegen die gleichzeitigen Dichter und Dichterlinge sehr nachsichtige Plinius in einem seiner Briefe, VI, 21, rühmt) und Pomponius Bassulus, diesen aus einer zufällig erhaltenen Inschrift. Beide verfassten Comödien in Nachahmung des Menander, Pomponius übersetzte auch einige Stücke des Hauptes der neuern attischen Comödie. Sie knüpften vermuthlich nicht an den Zeitgenossen des Augustus, Fundanius, sondern an Plautus und Terenz an, auch in metrischer Hinsicht, wie die Verse des Pomponius zeigen, aber mit solchen Modificationen, wie der Fabeldichter Phädrus. — Das war nun die reine Dilettantenpoesie. — Verginius war sogar so abgeschmackt, in seiner urprosaischen Zeit die altattische Komödie des Aristophanes nachzuahmen! — Auch die Atellane fand im silbernen Zeitalter der römischen Litteratur noch spärliche Vertreter, nicht aber die Togata. Doch wurden damals noch Palliaten, Togaten und Atellanen aus der Zeit des Freistaates aufgeführt. Alles aber überwog der Mimus, und nach den Zeiten der Antonine herrschte er allein. Was dieser an künstlerischem Gehalt bei den Zeitgenossen des Cäsar, Laberius und Syrus, und in den nächsten zwei Jahrhunderten etwa besessen, verlor er nachher völlig, und sank zum leeren Possenspiel herab. In dieser Gestalt hat er das römische Reich überlebt. Noch mehr war en vogue der Pantomimus, das Ballet, der aber mit

*) Nicht Vergilius, wie jetzt geschrieben wird; denn sonst hätte ihm der auf Aeusserlichkeiten sehr achtende Plinius wohl wegen seiner Gleichnamigkeit mit dem berühmtesten Dichter Roms ein Compliment gemacht. — Uebrigens ist a. a. O. § 5 zu schreiben *fictis nominibus apte, decenter veris usus est.*

der Litteratur nichts zu schaffen hat. Der Mimus und der Pantomimus haben, wie die Kirchenväter oft klagen, viel beigetragen, die Corruption der römischen Welt zu hegen und zu mehren.

Den Uebergang von den Satiren des Horaz zu den Oden vermitteln die Epoden, ein Büchlein von 17 Gedichten, verfasst um dieselbe Zeit wie die Satiren. Horaz bezeichnet dasselbe durchweg als seine „Jamben", wobei weniger die Metrik als der scharfe, ätzende Inhalt vieler Piècen ins Auge gefasst ist. Die spätern Grammatiker aber haben den Titel „Epoden" gewählt, der sich auch im Gebrauch festgesetzt hat; er dient lediglich zur Bezeichnung des Metrums aller Gedichte ausser dem letzten. Denn Epodus heisst ein Gedicht aus zweizeiligen Strophen, eigentlich so, dass der längere Vers vorangeht, was aber nicht durchweg beachtet ist.

In den Epoden nun erscheint Horaz zuerst als constanter Nachahmer eines griechischen Dichters, des Archilochus von der Insel Paros, der zu Anfang des 7. Jahrhunderts geblüht, eines der grössten poetischen Ingenien, dessen Werke aber jetzt — ein Verlust, dem kaum ein anderer in der griechischen Poesie an die Seite zu setzen — nur einen, nicht einmal grossen, Trümmerhaufen bilden.

Schon längst hatte man vor ihm das jambische wie trochäische Metrum in der Volkspoesie zum Scherz- und Schimpfgedicht angewandt. Er führte beide in die Litteratur ein, bereicherte überhaupt die griechische Metrik, die bis dahin nur den daktylischen Hexameter und Pentameter cultivirt hatte, in unglaublicher Weise, hier ähnlich productiv, wie später der Grazien verwegner Liebling Aristophanes. — Uebrigens war er eine Art griechischer Lucilius, doch vielseitiger als dieser.

Seit alter Zeit herrschte bei Griechen und Römern an den Festen der Ceres und anderer ländlichen Gottheiten die ausgelassenste Lustigkeit. Spott und Schimpf

waren bei solchen Gelegenheiten nicht bloss erlaubt, sondern gerechtfertigt. Wie es dabei zuging, wenn die Ernte glücklich eingebracht war, bei vollen Bechern, mag ermessen, wer die ganze Erregbarkeit der südlichen Völker, sowie ihre ungebändigte Lachlust mit Augen gesehen. Solche Schmähgedichte hiessen schlechtweg „Jamben". Sollte doch schon eine Magd „Jambe" die Ceres, betrübt über den Raub ihrer Tochter Proserpina, zum ersten Mal wieder zum Lachen gebracht haben.

Dies tolle Treiben nun adelte und verewigte in der Litteratur Archilochus, der Vater der griechischen Komödie und Tragödie, indem er den bis dahin stiefmütterlich behandelten jambischen und trochäischen Rhythmus, der neben dem in stattlichster Grandezza stolzirenden epischen Hexameter sich nur bei den vorhin geschilderten oder ähnlichen Gelegenheiten hervorgewagt hatte, verwerthete, und mit vollendeter Meisterschaft handhabte.

Es ist hier nicht der Ort über jenen grossen Geist ausführlich zu berichten, zumal da sich an den Namen des Archilochus gar viele, theilweise schwierige, Fragen knüpfen, auch die Epoden des Horaz sich nur an einen Theil seiner Poesieen anschliessen.

Als charakteristisches Merkmal der Poesie des Archilochus bezeichnen die Alten seine „Bitterkeit" oder sein „Gift" oder seine „Wuth". Soll er ja sogar seine Braut, Neobule, weil sie ihm abtrünnig wurde, sowie ihren Vater, Lycambes, durch seine „Jamben" in den Tod gejagt haben. Und in Wahrheit scheint auch Gift und Galle in des Archilochus Poesieen reichlich gewesen zu sein: sein sturm- und drangvolles Leben, dem die Freuden nur spärlich zugemessen waren, und die ungezügelte Leidenschaft seines Charakters führten ihm jene Ingredienzien reichlich zu. Aber als ein grosser und vielseitiger Geist konnte er doch nicht bloss an der Misère des menschlichen Daseins haften. In manchen Poesieen nahm er einen höhern Schwung, noch öfter, besonders

wohl in den daktylischen Versarten, z. B. den Distichen, schilderte er in heiterem Ton Freuden und Genüsse des Daseins. Auch die Epoden des Horaz zeigen diese Doppelnatur.

Horaz sagt von seinem Verhältniss zu Archilochus Epist. I, 19:

Ich zeigte die parischen Jamben
Latiums Söhnen zuerst, des Archilochus Rhythmen und Denkart
folgend, doch meidend den Stoff, der das Leben vergällt dem
Lycambes.

Man hat es bezweifelt, dass Horaz zuerst unter den Römern des Archilochus Dichtungen nachgeahmt, aber mit Unrecht. — Was sich vor ihm bei Catullus, Calvus, Varro u. a. an modernen, d. h. von den metrischen Licenzen der altlateinischen Dramatiker freien Jamben findet, weist durchaus nur auf Nachahmung der Alexandriner. — Uebrigens besteht nicht bloss in der Verschiedenheit des Stoffes der Unterschied zwischen Horaz und Archilochus. Auch die Verhältnisse mahnten den Horaz, des Archilochus „Wuth“ zu mässigen. — Ganz abgesehen von der Eigenart des römischen Charakters, der schon in der Gesetzgebung der zwölf Tafeln es nothwendig gefunden hatte, den ausgelassenen Kindern der Erntefeste und Weinlesen, den Fescenninen, einen Dämpfer aufzusetzen — die Zeit selbst war sehr prosaisch und spiessbürgerlich geworden; selbst für hochgestellte Männer, geschweige für den Sohn eines Freigelassenen, war schon vor der Schlacht bei Actium Vorsicht im Schreiben geboten. Sagte doch sogar Asinius Pollio, als Octavianus während der Saturnalien, d. h. an dem Feste, wo nach alter Sitte selbst die Sclaven voller Redefreiheit genossen, gegen ihn Fescenninen gedichtet hatte: „ich werde mich hüten gegen den zu schreiben *(scribere)*, der proscribiren kann“.

So ist die Polemik in den Epoden zwar, im Gegensatz zu den Satiren, meist persönlich gehalten, aber doch

nur gegen secundäre, mehrfach selbst nicht genannte Persönlichkeiten. Namentlich lässt Horaz seinen Groll aus an dem Dichter Maevius, von dem schon oben die Rede war, und an einer auch in den Satiren weidlich verhöhnten Hexe Canidia, deren wirklicher Name übrigens Gratidia war, mit ihrer Spiessgesellin Sagana. Er soll jene wegen ihres grauen Haares in Canidia umgetauft haben. Ob Horaz persönliche Ursachen hatte, die bezüglichen Damen so rabiat zu verfolgen, oder nur ihr scandalöses, damals häufiges Treiben — Grund nämlich zu ihren Hexereien und Beschwörungen war die Liebe — ihn empörte, bleibt ungewiss. Uebrigens thut er in dem letzten Gedicht der Epoden Abbitte, natürlich nur ironische: doch erscheint in diesem die ablehnende Erwiderung der Canidia viel zu gedehnt; auch schadet es, dass die Ironie theilweise zu verdeckt und verschämt ist.

Unter den Gedichten, deren Adressaten verschwiegen sind, zeichnet sich durch eine wahrhaft archilochische Giftigkeit aus der Epodus 8, gerichtet an eine alte Vettel, der aber so massiv ist, dass ich den Inhalt auch nicht anzudeuten wage.

Das Elend der endlosen Bürgerkriege schildern lebendig die Gedichte 7 und 16. Das eine beginnt mit den Worten:

> Wohin, wohin, Verbrecher, stürzt ihr? Sagt, warum
> schärft wieder ihr das stumpfe Schwert?

Das andere:

> Schon das zweite Geschlecht reibt auf sich im Zwiste der Bürger;
> und nieder stürzt, von eigner Kraft zertrümmert, Rom.

Das erste ist bündig und kurz gefasst, und wohl gelungen; wogegen das andere, obwohl es manche Schönheiten enthält, durch die gedehnte Schilderung von Roms Unbesiegbarkeit, dann die spitzfindige und gleichfalls zu lange Darstellung der Naturwunder, bei deren Eintritt erst die Römer, denen Horaz aus ihrer gottverhassten Heimath auszuwandern räth, wieder nach Italien zurück-

kehren sollen, endlich durch die ähnlich detaillirte Beschreibung der Seligen Inseln, zu denen die Flucht gehen soll, ästhetische Bedenken erweckt.

Dagegen ist ein Meisterwerk das zweite Gedicht, gewidmet der Verspottung eines zu seiner Zeit in Rom berühmten Wucherers Alfius, der von plötzlicher Reue ergriffen auf einmal Sehnsucht nach dem Landleben und dessen idyllischen Freuden spürt und all seine Ausstände in der Mitte des Monats eintreibt, freilich nur um sie zum Ersten des folgenden Monats wieder auszuleihen. Der Wucher erscheint als ein stehendes Uebel in der römischen Geschichte, und seine Extravaganzen waren nicht die letzte Ursache der Bürgerkriege, in denen die römische Freiheit zu Grunde ging.

Wenn die bisher besprochenen Epoden durchweg an die Satiren erinnern, deren persönliche Schärfe und Bitterkeit sie oft übertreffen, so waltet in andern das erotische und sympotische Element vor und lyrische Stimmung. Es wird bald der Ort sein, auf die horazischen Gedichte dieser Art ausführlicher einzugehen: einstweilen wird genügen die Bemerkung, dass die Anmuth, welche die erotischen und sympotischen Oden auszeichnet, auch in den Epoden sich zeigt. Die Liebeslieder derselben zeigen übrigens grössere Wärme und, wenn ich nicht irre, grössere Wahrheit der Empfindung als die der Oden, was leicht erklärlich ist, da Horaz sie noch im Feuer der Jugend schrieb. Unter den sympotischen Gedichten ist ausgezeichnet durch Form und Inhalt das dreizehnte.

Auch in den Epoden kommt öfter der Name des Maecenas vor, so gleich im Anfang, wo Horaz sich bereit erklärt, dem Maecenas zu dem Kriege mit Antonius zu folgen — ein Entschluss, der, wie wir gesehen, keine Folgen hatte. — Ein schlechter Witz des Maecenas mit Horaz ist beschrieben im dritten Gedicht.

Ausser durch den Stoff ist in den Epoden auch durch das gelegentliche Einstreuen mythologischer und

historischer Notizen der Uebergang zu den Oden angebahnt.

Die Sprache ist tadellos. Sie hält sich, wie nach dem Gesagten natürlich, in der Mitte zwischen Satiren und Oden. Deshalb können plebejische Worte, wie *eiulatio*, *mannus*, *savium*, *conopium*, *nausea*, *raeda*, nicht befremden. Sehr correct ist die Metrik, mit minderer Beweglichkeit und Grazie als bei Archilochus, dafür aber, so zu sagen, schulmässig streng, obwohl eine Besonderheit des Archilochus im fünften Fuss des jambischen Trimeters meist minder beachtet ist. Merkwürdig ist in metrischer Beziehung das vorletzte Gedicht, dessen grade Verse aus ganz reinen, durch keine fremden Füsse varirten Jamben bestehen, eine Eigenheit, die sich schon bei Catullus findet, und wahrscheinlich den Alexandrinern entlehnt ist. Sie gibt dem jambischen Metrum noch grössere Schnelligkeit als es schon so hat. Mit Ausnahme des letzten Gedichts sind überall Strophen von zwei Zeilen, aus jambischen, seltener daktylischen Rhythmen gebildet. Die zehn ersten Gedichte sind verfasst in dem von Archilochus selbst bevorzugten Metrum, jambischen Trimetern und Dimetern; und in ihnen erscheint auch am meisten die archilochische Giftigkeit. Um von dieser einen Begriff zu geben, will ich das Gedicht auf den Maevius hersetzen, der durch die nichts weniger als schmeichelhaften Erwähnungen bei Virgil und Horaz noch heut eine gewisse Popularität bewahrt hat. Es ist ein Geleitbrief für ihn, als er nach Griechenland reisen wollte, freilich sehr im Gegensatz zu Od. I, 3, gedichtet, als Virgil mit gleicher Absicht umging (ep. 10):

Auf böse Zeichen trägt in's Meer das Schiff hinaus
den ekelhaften Maevius.
Gedenke, Süd, mit Sturmesfluthen rechts und links
zu peitschen seines Schiffes Wand!
Der finstre Ost zerstreue auf dem Wasserschwall
die Ruder und die Taue weit!

Wie auf der Berge Gipfel zitternde Eichen er
zersplittert, hebe sich der Nord.
Kein Stern erschein' ihm tröstend in der schwarzen Nacht,
wann untergeht Orions Bild*).
Nicht möge sanfter tragen ihn des Meeres Fluth,
als einst der Griechen sieghaft Heer,
da gegen Ajax freveInd Schiff von Ilion
Minervens Zorn sich wendete.
O welche Qual steht deinen Schiffern jetzt bevor!
wie wirst du werden gelb und blass!
wie wird Gewinsel würdlos sich aus deiner Brust
entringen zum erzürnten Zeus,
wann dröhnend von dem nassen Süd Ioniens
Gestade dir das Schiff zerschellt.
Wenn als ersehnte Beute für die Vögel du
am krummen Ufer liegen wirst,
will flugs ein Lamm und einen lüsternen Bock zum Dank
darbringen ich der Stürme Gott.

Die Epoden des Horaz fanden Beifall, Nachahmung jedoch mehr in formeller als in materieller Hinsicht. Den horazischen, bezüglich archilochischen, Geist hat am meisten unter den virgilischen Catalecten das mit den Epoden wohl gleichzeitige Gedicht Nr. 5.

Ich wende mich jetzt zu den vier Büchern Oden, durch welche Horaz, wie Virgil durch seine Aeneis, die meiste Popularität erlangt hat, obwohl vielleicht, grade wie bei Virgil, sein populärstes Werk nicht sein bestes ist.

Die Oden (oder, wie Horaz sie nennt, *carmina*) sind nicht auf einmal herausgegeben, vielmehr die drei ersten Bücher lange vor dem vierten. Man hat mit grosser Wahrscheinlichkeit die Abfassungszeit jener in die Jahre 30—24 gesetzt, obwohl noch immer einige Schwierigkeiten bleiben, so besonders das Gedicht auf die Reise Virgils nach Athen, da die historisch sichere erst ins Jahr 19 fällt. — Wahrscheinlich hatte Virgil, der öfters kränkelte, schon vorher mehrmals eine Reise in den Orient, zur Herstellung seiner Gesundheit und Vollendung der

*) der Untergang des Orion sollte Sturm bringen.

Aeneis, geplant, und bei einer solchen Gelegenheit entstand die Ode I, 3.

Gewidmet sind, wie schon erwähnt, die lyrischen Dichtungen, gleich allen übrigen dem Maecenas. — Man achte ferner auf die Feinheit der Anordnung zu Anfang des 1. Buches, insofern das 1. Gedicht von Horaz an den Freund und Schützer gerichtet ist, das zweite eine Verherrlichung des Augustus enthält, der seit dem Jahre 29 eine neue Ordnung der Dinge zu begründen beschäftigt war, endlich das dritte einen Geleitbrief für den Dichterfürsten Virgil, der eben im Orient sein, dem Ruhme des römischen Volkes und des Augustus gewidmetes, Epos abzuschliessen im Begriff stand.

Von der durch metrische Rücksichten bedingten Zusammenstellung der ersten neun Oden wird noch später zu sprechen sein.

Die ältesten Gedichte der Sammlung sind ohne Zweifel I, 7 und I, 28, die sich im Metrum nur durch die Vierzeiligkeit der Strophen von der 12. Epode unterscheiden. Damit stimmt in I, 7 auch der harte, durch nichts vermittelte Uebergang vom Lobe Tiburs zum Preise des Lebensgenusses; in I, 28 die sonderbare, dunkle, erst in unserm Jahrhundert richtig erklärte Situation. Es wird sprechend eingeführt der Schatten eines am tarentinischen Ufer unbegraben liegenden Leichnams, der sich zuerst an den in der Nähe bestatteten Weisen der Vorzeit, Archytas, mit philosophischen Betrachtungen über die Vergänglichkeit alles Irdischen, dann an einen zufällig vorbeifahrenden Schiffer mit der Bitte um Bestattung wendet.

Aus dem Jahre 30 v. Chr. stammt nachweislich auch das in alcäischem Metrum verfasste vorletzte Gedicht des ersten Buches, vermuthlich auch die gleichfalls alcäische Ode auf Aelius Lamia I, 26, wie eine, sonst bei Horaz nicht vorkommende, metrische Härte in V. 11, die Worte *fidibus novis* in V. 10 und die politischen Anspielungen wahrscheinlich machen, ebenso wohl die in demselben Metrum

verfasste, das zweite Buch eröffnende, an Pollio, der eben die jüngst verflossenen Bürgerkriege in einem Geschichtswerk verewigen wollte. Im Jahre 29, kurz nachdem Augustus, nach Rom zurückgekehrt, einen dreitägigen Triumph hielt, verfasste Horaz das sapphische Loblied I, 2, ebenso vermuthlich die asclepiadeischen Oden I, 14; II, 12. In dasselbe Jahr oder noch früher dürfte endlich das in gleichem Metrum verfasste Gedicht I, 15 fallen, die verkürzte und auch sonst stark, nicht immer zu ihrem Vortheil, veränderte Nachahmung einer Ode des Bacchylides.

Das vierte Buch der Oden ist verfasst in den Jahren 17 bis 14 oder 13. Aus dem Jahre 17 stammt auch das „carmen saeculare", das Horaz im Auftrage des Augustus gedichtet. — Auch das vierte Buch verdankt eigentlich seine Entstehung dem Augustus. Dieser hatte Horaz ersucht, die Siege seiner Stiefsöhne, Tiberius und Drusus, über die Rhaeter, Vindeliker und andere Völkerschaften der Alpen zu besingen, was in den Gedichten 4 und 14 des genannten Buches geschieht. So ward Horaz noch einmal veranlasst, die lange verstummte Leyer zu rühren, und fügte das vierte Buch der Oden zu den drei bereits publicirten; woran er, eine behäbige und mit den Jahren stets bequemer werdende Natur, ohne äussere Anregung schwerlich gedacht hätte. Auch sein Ruhm hätte die Beigabe des vierten Buches allenfalls entbehren können.

Dem alten starren Römerthum war die Lyrik ziemlich fremd geblieben. Eine Entwicklung der religiösen Lyrik aus den alten Hymnen, der weltlichen aus den Liedern zum Lobe der Ahnen, wie sie in der Vorzeit die Knaben zur Flöte bei den Gelagen der Väter vorgetragen hatten, oder aus den Fescenninen, den übermüthigen Ausbrüchen der Lachlust bei den Feiertagen des Landmanns, verhinderte der Gang von Roms Geschichte, der auf Jahrhunderte alle Kräfte des Gemeinwesens anspannte. Zur kunstvollen, nicht improvisirten Entwicklung der

heitern Lyrik fehlte dem vielgeplagten Römer die unbefangene Stimmung und die glückliche Laune, zur harmonischen Gestaltung der ernsten die Neigung, auch die Musse, sich in die Tiefen der menschlichen Brust zu versenken, ihre Geheimnisse zu belauschen.

Deshalb spielt die Lyrik erst eine Rolle in der römischen Litteratur, als die Nachahmung der Griechen allgemein geworden war, und auch da erst ziemlich spät.

Wie mit des Archilochus Muse, rühmt sich Horaz auch mit dem Genius der lesbischen Dichter, des Alcaeus und der Sappho, zuerst seine Landsleute bekannt gemacht zu haben. Besonders ist Alcaeus der Gegenstand seiner Bewunderung und seiner Nacheiferung. So sagt er z. B. in dem berühmten Brief an Maecenas, den ich vorhin zur Erläuterung seines Verhältnisses zu Archilochus, citirte:

Sappho, die männliche, mischt des Archilochus Metra den eignen,
auch Alcaeus, doch nicht ihm ähnelnd durch Stoff und Entwicklung.
Nicht ja besudelt den Vater der Braut er mit garstigen Versen,
nicht auch dreht er den Strick für den Nacken der Braut durch ein Schmählied.
Ihn, dem Keiner gefolgt vor mir, auf römischer Lyra
hab' ich erschlossen dem Volk.

Von der Nachahmung der Sappho finden sich allerdings schon Spuren bei Catullus, der sicher das 51., vielleicht auch das 62. Lied aus ihren Gedichten frei übertragen hat. — Uebrigens war Horaz der erste Vertreter der höhern Lyrik oder, wie sie damals genannt wurde, Melik unter den Römern, abgesehen vielleicht von Laevius, dem Zeitgenossen des Catullus, in dessen Werk „polymetri“ möglicherweise manche Gedichte lyrischen Charakter hatten. Elegien, Epigramme, Jamben, anakreontische Tändeleien, Hochzeitslieder hatten schon zu Ciceros Zeit Vertreter in der römischen Poesie gewonnen. Aber alles war ohne rechten Ernst betrieben, entsprechend einer Zeit, die für die Poesie ebenso sehr nach neuem Stoff, wie nach neuen Formen suchte; zum Vorbild hatten ge-

dient hauptsächlich die Alexandriner, die in der Lyrik ebenso sehr wie im Epos und Drama Epigonen waren. Keiner hatte so das eigne Ich zum Massstab lyrischer Poesie gemacht, seine Lyra zu so verschiedenen Tönen gestimmt, wie Horaz.

Dazu bedurfte er eines würdigen Vorbildes: solches konnten nur die ältern Griechen bieten.

Die dorische Lyrik mit ihrer Objectivität, ihren mehr auf das Gemeinwesen oder doch die Oeffentlichkeit gerichteten Tendenzen, mit ihren Chören, ihren umfangreichen und verwickelten Strophen, Antistrophen und Epoden passte weder zum Charakter des römischen Volks im allgemeinen und des Horaz im besondern, noch zu den Zeitverhältnissen, noch zur Anlage der lateinischen Sprache, oder zu dem Geschmack des Publicums, das seit den Zeiten der Alexandriner gewohnt war, Gesang und Recitation in der Dichtung zu trennen. Bekannt ist, was Horaz einem Freunde erwidert, der ihn zur Nachahmung des Pindar verführen wollte (carm. IV, 2). — Dass ihn auch hier sein Urtheil nicht täuschte, zeigt die Geschichte der ganzen römischen Lyrik: ausser zwei, gänzlich verschollenen, Dichterlingen aus der Zeit des Horaz, Titius und Rufus, hat kein Römer den Versuch gemacht Pindar nachzuahmen.

Sehr verschieden von der dorischen und viel geeigneter für Horaz waren die jonische und äolische Lyrik, welche ebenso sehr die Subjectivität der Poesie repräsentirten als die dorische die Objectivität, die sich ferner in kleinen, meist zwei- oder vierzeiligen Strophen, hauptsächlich mit logaödischen, d. h. aus Trochäen und Daktylen gemischten Rhythmen, bewegten, endlich für den Gesang oder die Recitation eines Einzelnen, nicht für chorische Repräsentation berechnet waren.

Horaz wählte nach seinem eigenen Zeugniss vornehmlich den Alcaeus zum Muster, dessen Lebensumstände mit den seinigen einige Aehnlichkeit hatten. Daneben

aber finden sich Nachahmungen vieler griechischer Lyriker, der Sappho, des Anacreon, Simonides, Pindar u. a. Auch Vater Homer, auf den er, wie Ep. I, 2 und andere Stellen zeigen, sehr grosse Stücke hielt, hat er berücksichtigt: natürlich alle, mit Ausnahme des Alcaeus, nur gelegentlich. Dagegen werde ich von der Nachbildung des Alcaeus ausführlicher zu sprechen haben.

Doch vorher eine kurze Digression!

Wenn man von Horaz und andern Dichtern Roms spricht, spielt immer eine grosse Rolle die Nachahmung. Was versteht man unter dieser? wie ist sie zu rechtfertigen?

Man darf sich zunächst bei Beurtheilung dieser Frage nur ja nicht von den ästhetischen Principien der Gegenwart leiten lassen. Die Poesie der Alten, wie überhaupt die alte Welt, war nun einmal von der unsrigen sehr verschieden. Wir stellen für den Dichter als höchstes Gesetz auf Schwung der Phantasie und Originalität. Das Alterthum wusste natürlich beide Qualitäten auch gebührend zu würdigen. Aber dennoch ward schon bei den Griechen vor Alexander d. Gr. der Kunst, dem Studium und der Schulung in der Poesie ein weit wichtigerer Platz angewiesen als bei uns. Schon die unglaubliche Sorgfalt, welche die Alten auf die metrische Form der Gedichte wandten, macht dies begreiflich. Ein Dichter mit holprigen oder wohl gar defecten oder übercompletten Versen wäre bei den alten Griechen dem Fluch der Lächerlichkeit verfallen, und hätte sich ein für allemal unmöglich gemacht. Die Römer, die jahrhundertelang mit dem holprigen Saturnius ihre poetischen Bedürfnisse befriedigt hatten, waren in dieser Hinsicht zu Anfang toleranter, nachher, entsprechend dem eigenen Charakter wie dem ihrer Sprache, überboten sie die Griechen noch weit an Strenge.

So zeigt sich also das Princip der Ueberlieferung poetischer Regeln und Kunstgriffe, der Schulung und der

Nachahmung anerkannter Muster schon bei den älteren Griechen. Kein griechischer Epiker existirt, der nicht die Nachahmung Homers zur Schau trüge, ebenso wie die jüngern attischen Tragiker an die Grundsätze und Traditionen der grossen Trias Aeschylus, Sophocles und Euripides eng sich anschlossen. Durch s. g. Dichterschulen wurde das Gedächtniss der Meister jeder Dichtungsgattung, mit ihren formellen und materiellen Eigenheiten und Kunstgriffen, stets lebendig erhalten. Seit den Zeiten der Alexandriner dienten gleichem Bestreben mit noch grösserem Eifer und Erfolg die Grammatiker.

Je mehr nun die griechische Poesie ihre Entwicklungsbahnen abschloss, je weniger es möglich schien, noch neue zu erschliessen, desto mehr gewöhnte man sich daran, dass die neuen Dichter sich bestimmte Vorbilder der Alten zum Muster nähmen, ja man verlangte es sogar. Natürlich konnte nur eine liberale, geist- und geschmackvolle Nachahmung genügen, die den veränderten Zeiten und dem verschiedenen Publicum gebührend Rechnung trug. Solche sah man durchaus nicht als Plagiat oder als ein Zeichen geistiger Armuth an. Die Dichter aber, die zum Vorbild gedient hatten, erschienen keineswegs verkleinert oder beeinträchtigt, sondern man meinte, dass sie sich durch solche Benutzung und Verwerthung seitens der Epigonen, die ja nicht geheim geschah, auch auf die Dauer nie geheim bleiben konnte, lediglich geschmeichelt fühlen müssten.

Uebrigens gilt, wie bekannt, was hier von den Traditionen und Observanzen der Dichter gesagt ist, in nicht minderem Grade für die bildende Kunst der Griechen.

Es ist natürlich, dass solche Anschauungen noch mehr bei den Römern Boden finden mussten, seit während der punischen Kriege die schon ganz abgeschlossene, eines unbestrittenen Weltruhms geniessende, durch Quantität wie durch Qualität bewunderungswürdige griechische Poesie mit erdrückender Autorität über ein bildungs-

durstiges Volk, das in der Poesie nur Aermliches aufzuweisen hatte, sich ausgoss und, um mit Horaz zu reden:

Hellas in Banden den Sieger, den rauhen, bezwang.

Dazu kam, dass die ältesten Dichter Griechen oder doch keine Römer waren, auch nur einzelne von ihnen, wie Naevius, Plautus, Ennius, schöpferisches Talent hatten, dass bis zum Ende des Freistaates von den geborenen Römern die Poesie hauptsächlich als Beiwerk, zur Erholung von den Mühen und Aergernissen des politischen Lebens betrieben wurde, dass endlich die Römer längst durch religiöse und mythische Bande ebenso wie durch viele praktische Beziehungen mit den Griechen verknüpft waren. Als nun mit der Zeit des Augustus die Poesie zu nie vermeintem Ansehen emporstieg, stand die Autorität der Griechen bereits so fest, dass es niemand einfiel daran zu rütteln. Es kam nur noch darauf an, die besten Dichter unter den Griechen zur Norm zu nehmen und sie geistvoll, urban, in einer des römischen Charakters und der lateinischen Sprache würdigen Weise nachzuahmen.

Deshalb brüsten sich auch die römischen Dichter seit Livius Andronicus ganz offen mit der Nachahmung griechischer Muster. Kein einziger ist unter ihnen, der den Griechen gegenüber, auf seine Originalität pochte, sondern nur das erstrebte man und machte es gelegentlich mit Selbstgefühl geltend, dass man es verstanden habe, griechische Kunst mit römischem Geist zu einen. So war auch der Geschmack des Publicums. Kein einziger Römer hat die Griechen sorgsamer nachgeahmt als Virgil Homer in der Aeneis. Die Nachahmung erstreckt sich bis ins kleinste Detail, sowohl was den Stoff, die Erfindung oder Gestaltung der Situationen, als was die Form, z. B. metrische Besonderheiten, Entlehnung von Versen und Halbversen, betrifft: nicht selten geht sie ins Kleinliche, und erscheint mehr philologisch als poetisch. Und doch hat man daraus dem Virgil, da er übrigens das Zeug zu einem Dichter zu haben schien, keinen besondern

Vorwurf gemacht. Die vereinzelten Stimmen der Gelehrten, die sich gegen seine übermässige Ausbeutung des Homer und anderer, griechischer wie römischer, Dichter erhoben, drangen nicht durch. Man bewunderte vielmehr die Antwort, die er seinen Tadlern gab: „warum sie nicht auch zu Plagiatoren Homers würden? sie würden sehen, dass es leichter sei, dem Hercules seine Keule als dem Homer auch nur einen Vers zu entreissen“.

Die Dichter nun der neuen Kunstschule unter Augustus nahmen sich ebenso die Griechen der voralexandrinischen, theilweise auch der spätern, Zeiten zum Vorbild, als sie selbst bald zur Nachahmung dienten. Wegen ihrer eifrigen und consequenten Nachahmung der Griechen, und zugleich wegen ihrer strengern metrischen Technik und weil sie meist eine Vorliebe für mythologische und historische Gelehrsamkeit zeigen, erhielten sie bald das Prädicat „gelehrt“, und dies ist dann den besten unter ihnen bis zum Ende der römischen Litteratur geblieben.

Hiernach ist es nicht zu verwundern, dass Horaz, der überhaupt, wie die meisten römischen Dichter, keine schöpferische Natur war, und wenn er es gewesen wäre, bei der Entwicklung, welche die römische Cultur seit den punischen Kriegen, grade auch zu seiner Zeit, genommen, dies kaum hätte bethätigen können, seine Ehre darin setzt, der römische Alcaeus zu heissen.

Alcaeus, dessen Blüthe ums Jahr 600 fällt, war gebürtig von Mytilene, der Hauptstadt des Insel Lesbos, der Zeitgenosse der Sappho und mit ihr befreundet. Wenn die Sinnlichkeit und Leidenschaftlichkeit des äolischen Stammes, der seit alter Zeit auf der Insel Lesbos heimisch war, an das ionische Naturell erinnert, so zeigt der ritterliche, exclusive Charakter seiner berühmtesten Vertreter Aehnlichkeit mit den Doriern.

Alcaeus gehörte mit seinen Brüdern der aristocratischen Partei seiner Heimath an, und kämpfte eifrig für

sie in Thaten und Liedern. Daneben aber war er, mochten die Dinge gehen, wie sie wollten, eifrig den Genüssen des Lebens ergeben, besonders dem Wein und der Liebe. Sein bewegtes Leben spiegelten in Freud' und Leid seine Lieder, die aber durchweg ideal gehalten waren, und sich dadurch sehr wesentlich von der derb realistischen Richtung, wie sie bei Archilochus vorwiegt, unterschieden. Auch er wurde, gleich Horaz, durch sein Geschick in fremde Länder verschlagen, soll jedoch endlich sein Leben friedlich in der Heimath beschlossen haben, wie dieser.

Horaz sagt von ihm sehr schön (carm. I, 32, 5 fgdd.):

Leier, die der lesbische Bürger schlug einst,
froh des Kriegs, doch gern, wenn die Kämpfe schwiegen,
oder wo das Schiff an dem feuchten Ufer
ruhte von Stürmen,

Bacchus und die Musen und Venus preisend
mit dem Sohn, der stets an der Mutter Seite,
Lycus auch, durch Dunkel des Augs und dunkle
Locken bezaubernd.

Neben den bunten Abenteuern des Alcäus und seiner romantischen Zeit erscheinen freilich des Horaz Geschicke und Erlebnisse meist ziemlich prosaisch; und ebenso war von des Römers ruhiger Nachdenklichkeit die glühende Leidenschaft des Aeoliers fern. Wie Alcaeus durch Originalität, Phantasie, Feuer, Kühnheit, die sich gelegentlich bis zu aristophanischen Wortbildungen verstieg, ist Horaz ausgezeichnet durch Reflexion, Masshalten, Anmuth, Kunst, gleichermassen nach Form und Inhalt.

Betrachten wir nunmehr genauer die Art, wie Horaz den Alcaeus und andere griechische Vorbilder nachahmte!

Sehr schwierig ist die Frage, ob Horaz auch ganze Gedichte aus dem Griechischen übertragen, natürlich frei, wie die Alten stets thaten, oder nicht. Doch glaube ich, man wird gut thun, sie zu verneinen.

Es ist freilich wahr, dass einzelne der sympotischen und zumal der erotischen Oden, trotz der gelegentlich angebrachten, local-römischen Färbung, griechisches Colorit zeigen.

Allein die grosse Schwierigkeit ist, unter den voralexandrinischen Lyrikern, die hier allein in Betracht kommen können, einen herauszufinden, dem irgend ein Original jener Oden, die man etwa als freie Uebersetzungen betrachten darf, mit einiger Wahrscheinlichkeit zugewiesen werden könnte. Dies gilt besonders für die erotischen, die sich als freie Erfindung poetischer Laune darstellen, während die voralexandrinischen Lyriker, soweit wir wissen, dieses Genre der Erotik nicht cultivirten. In Bezug aber auf des Horaz Urtheil über die alexandrinischen Erotiker ist bezeichnend, dass er den berühmtesten derselben, Callimachus, unter Mimnermus stellt.

Deshalb ist wohl am besten, anzunehmen, dass Horaz keine seiner Oden aus dem Griechischen übertragen, und die besonders durch griechisches Colorit ausgezeichneten nur das selbsteigene, griechisch heiter angelegte Naturell des Dichters in seiner glücklichsten Stimmung zeigen.

Diese Ansicht wird auch bestätigt durch den Umstand, dass sich von einigen der Gedichte, die für diese Frage in Betracht kommen, mit grosser Probabilität darthun lässt, dass sie nicht aus dem Griechischen übersetzt sind. — So zeigt die 8. Ode des ersten Buches entschieden griechisches Colorit: aber da das Metrum der graden Verse sich bei den Griechen nicht findet, also dort mindestens höchst selten gewesen ist, vielleicht gar von Horaz erfunden, so hat die Annahme, es liege hier eine Uebersetzung vor, wenig oder keine Wahrscheinlichkeit. — Von I, 9 steht fest, dass der Anfang dem Alcaeus entlehnt ist, und das Folgende bis Vers 18 könnte wenigstens dem Alcaeus angehören. Der Schluss aber hat ganz den Ton der übrigen erotischen Oden des Horaz

und mit Alcäus nichts gemein. Danach ist anzunehmen, dass Horaz hier, wie sonst nicht selten, nur das einleitende Motiv einem andern Dichter entlehnt. Dasselbe gilt für I, 18, wo der zu massvollem Trinken mahnende Inhalt ebenso sehr des Horaz oft ausgesprochener Ansicht entspricht, wie die mannigfaltigen Benennungen des Bacchus und die eingestreute mythologische Gelehrsamkeit einen Dichter zeigen, der durch der Alexandriner Schule gegangen war. — Auch die 13. Epode athmet griechische Anmuth: aber wieder findet sich das Metrum der graden Verse bei den Griechen nicht; ausserdem ist grade im Anfang eine glyconeische Strophe des Anacreon nachgeahmt (Fragm. 6 in Bergks poetae lyrici Graeci); endlich zeigt der Schluss, dass wir es hier nicht mit einem voralexandrinischen Lyriker, sondern mit Horaz selbst zu thun haben.

Dagegen nahm er nachweislich mehrfach aus den Eingängen von Alcäus und anderer Lyriker Liedern Motive zu eigenen Dichtungen, vornehmlich wohl den frühsten, aber mit ganz freier Gestaltung des Uebrigen. Alcäus sang z. B.:

Jetzt muss man zechen, dröhnend im Reigentanz
erklinge jetzt, da Myrsilos starb, der Fuss!

Horaz beginnt ein Gedicht auf die Nachricht vom Tod der Cleopatra, mit welchem Ereigniss die Bürgerkriege schlossen, folgendermassen:

Jetzt muss man trinken, jetzt mit behendem Fuss
die Erde stampfen, jetzt war es längst schon Zeit
der Götter Polster auszuschmücken
mit saliarischem Mahl, ihr Freunde!*)

Aehnlich ist der Anfang einer pindarischen Ode Motiv für I, 12.

*) Die römischen Priester führten einen sehr guten Tisch, besonders die Pontifices, die Salier und die arvalischen Brüder. Bei ihren Festgelagen war es Sitte, dass die auf Polstern ausgelegten Bilder der Götter auch ihren Antheil erhielten.

Gelegentlich hat Horaz auch einen Gedanken des Alcäus zu einem ganzen Gedicht ausgesponnen: so ist eine Stelle aus der berühmten Ode, in der dieser das von Parteien und Usurpatoren stets in Unruhe gehaltene Mytilene mit einem Schiff auf stürmischem Meer verglich — übrigens ein den alten Griechen, die, wie die heutigen, ein Seevolk waren, sehr gewöhnliches Bild — von ihm verarbeitet zu der Allegorie I, 14:

> Soll dich wieder zurück tragen die Sturmesfluth,
> Schiff, in's schutzlose Meer?

wo jedoch die beiden ersten Verse der letzten Strophe, welche gar zu deutlich auf das Staatsschiff anspielen, zu der übrigen Darstellung wenig passen, wie auch die Erwähnung der Cycladen bei Alcäus natürlicher war als bei Horaz.

Auch im Detail weisen Floskeln und Wendungen gelegentlich auf Alcäus hin. So z. B. die schöne Begrüssung des von langen Gefährnissen zurückgekehrten Pompejus:

> Den schuld'gen Schmaus drum weihe dem Juppiter;
> die Brust, die matt von endloser Kämpfe Mühn,
> streck nieder unter meinem Lorbeer,
> schone die Krüge nicht, die bestimmt dir!
>
> Die blanken Humpen fülle mit Massiker,
> dem Sorgenbrecher! reichlich den Muscheln soll
> entströmen Salbe.

Offenbar hat hier vorgeschwebt, wie Alcäus am Ende seiner kriegerischen Laufbahn sich selbst beschreibt:

> Netz' mit Salben das Haupt, Sclave, das viel litt in der Zeiten Sturm!
> netz' die Brust, die ergraut!

Sonst scheint am meisten Anacreon auf die Lyrik des Horaz influirt zu haben, wie denn die dem Wein und der Liebe ergebene Natur des Sängers von Teos, dessen Grundsatz war leben und leben lassen, gut harmonirt mit dem Sinn des römischen Dichters.

Da jedoch auch von Anacreon nur unbedeutende Reste erhalten sind (denn die Lieder, die unter seinem Namen gehen und ihn populär gemacht haben, sind bekanntlich unächt), so können wir auch die Nachahmung dieses Dichters selten nachweisen.

Hätten wir die griechischen Lyriker, die Horaz benutzt, vollständig, so würde sich ohne Zweifel ergeben, dass er manches artige poetische Motiv, manche zierliche Floskel, die wir jetzt als sein Eigenthum bewundern, von jenen entlehnt. Dagegen kann nur die Gedankenlosigkeit behaupten, dass in diesem Fall von den Oden des Horaz wenig Eigenthümliches übrig bleiben würde. Horaz ist doch zuletzt in den lyrischen Gedichten derselbe wie in den Satiren und Episteln, und damit von den uns bekannten griechischen Dichtern grundverschieden. Auch ist bei den Römern dem Horaz gegenüber nie ein Vorwurf wegen zu grosser Ausbeutung der Griechen laut geworden, der, wie wir sahen, dem Virgil nicht erspart blieb.

Anders verhält es sich dagegen mit der Metrik. Die Versmasse sind sämmtlich oder doch mit ganz vereinzelten Ausnahmen den Griechen, nämlich dem Alcäus, der Sappho, dem Archilochus und Anacreon entlehnt. Nur in Gestaltung derselben zeigt sich des Horaz Eigenthümlichkeit. Ueber diese wird noch später zu sprechen sein. Ob das erst in unserm Jahrhundert entdeckte Gesetz, wonach alle Oden des Horaz in vierzeilige Strophen zerfallen, schon von Alcäus beobachtet worden, ist ungewiss. Bei den übrigen eben genannten Dichtern war dies nicht der Fall. — Ueberhaupt lassen sich von den Strophen des Horaz nur die beiden gebräuchlichsten, die alcäische und sapphische, in den Trümmern der äolischen und jonischen Lyrik sicher nachweisen.

Die alten Grammatiker theilten die Oden des Alcäus in Hymnen zum Lobe der Götter, Kriegsgesänge, Trinklieder und Liebeslieder. Aehnlich hat man die des Horaz

8*

oft geschieden in politische, moralische, sympotische und erotische, obwohl natürlich diese Categorien nicht immer streng zu scheiden sind. Denn oft beginnt Horaz ernst, um daran die Aufforderung zum heitern Lebensgenuss zu knüpfen; und auch sonst stehen Scherz und Ernst zuweilen nahe bei einander.

Ferner finden sich einige Hymnen, doch theilweise minder glückliche, wie wohl noch mehr die des Alcäus. Durch Anmuth und Zierlichkeit, erhöht durch studirte Kürze, ragt hervor der Hymnus auf Mercur (I, 10), auf welchen Gott auch Alcäus einen sehr ausführlichen Lobgesang gedichtet hatte. Allerliebst ist auch das Gedicht auf den Faunus, III, 18; dagegen ziemlich unbedeutend das auf Diana, III, 22; schwierig und nicht überall geschmackvoll das auf Fortuna, I, 35. Der Hymnus auf Bacchus, II, 19, enthält fast nur mythologisches Beiwerk. Merkwürdig ist, dass sich kein Hymnus auf Venus findet. Uebrigens verdient es Anerkennung, dass Horaz hier nicht, wie Alcäus, sich in epischer Breite ergeht, vielmehr die Mythen, die er zum Schmuck verwendet, mehr andeutet als ausführt, wie schon der geringe Umfang der in Rede stehenden Dichtungen zeigt.

Im übrigen umfasst die oben gegebene Schablone doch noch nicht die ganze Lyrik des Horaz: es finden sich Piècen, die man vergeblich in eine der vier Kategorien unterzubringen versuchen würde. Horaz griff eben in den Oden, wie in seinen übrigen Dichtungen, ins volle Menschenleben: und da gebrach es einem Dichter der augusteischen Zeit noch nicht an Stoff, wie allerdings öfters nachher. Wir werden deshalb am besten thun, seine Lyrik einfach in Oden von ernstem und heiterm Charakter zu theilen.

Unter jenen überwiegen allerdings, wie bei einem Römer, der noch die Zeiten des Freistaates gesehen, natürlich, die auf Staat und Sitte bezüglichen weit.

Der früher allgemein und noch heut bei allen

Pedanten verbreitete, des Horaz eigener Ueberzeugung conträre, Glaube nun ist, dass er seine Glanzseite in den ernsten, vornehmlich den politischen und moralischen, Oden zeige. Diese werden ja auf den Schulbänken gehörig studirt und commentirt, während die sympotischen und erotischen leicht berührt, gelegentlich auch übersprungen werden; ihre Sentenzen werden sorglich eingeschärft, sie werden zu Themen für Aufsätze benutzt. In früherer Zeit, als auf den Gymnasien noch die, übrigens sehr löbliche, Sitte bestand, die Schüler in lateinischer Versification zu üben, schmückte man die eigenen, oft sehr krähenhaften, Gedichte mit Pfauenfedern aus den politischen und moralischen Oden des Horaz.*)

Dennoch kann kein Zweifel bestehen, dass diese Bevorzugung ganz unbegründet ist.

Es ist wahr, die ernsten Oden des Horaz enthalten viele schöne Stellen, viele nützliche Lebensregeln, deren Quintessenz sich manchmal in der Mitte des Gedichts, noch öfter natürlich am Schlusse, concentrirt. — Und obwohl Horaz eigentlich keine pathetische Natur war, gelingt ihm doch nicht selten das Pathos recht wohl. Wie wäre dies auch bei der Gravität des römischen Wesens und der Grandezza der lateinischen Sprache zu verwundern? Noch öfter bewahrt ihn sein guter Geschmack vor Excentricitäten, wie er sie in dem Brief an die Pisonen bei den Dichtern seiner Zeit rügt:

statt Erhabenem bietet man Schwulst nur.

Um ein Beispiel hierfür anzuführen — die im Lateinischen nicht recht gelenkigen Adjective, die aus Substantiven oder aus Substantiv und Adjectiv oder Zeitwort zusammen gesetzt sind, wie deren die griechische Sprache unzählige bietet, und in Nachahmung dieser das ältere Latein, auch Catull und Virgil im höhern Stil

*) Wer erinnert sich nicht an die Schilderung in Gaudy's Humoresken?

nicht selten, z. B. *cornipes, properipes, armisonus, velivolus, terrificus, multivolus,* finden sich bei Horaz fast nie.

Ueberhaupt gestatteten die Alten, mit Ausnahme der Dorier, der Lyrik, auch der höhern, nur ganz selten den Ton der Tragödie und des Epos anzuschlagen. Man verlor nie ganz das Bewusstsein, dass die Anfänge der subjectiven Lyrik in Verherrlichung des Weins und der Liebe wurzelten, und sie zu dieser stets zurückkehren müsste. So finden sich auch bei Horaz Stellen, wo er sich von zu ernsten Betrachtungen wieder zur eigentlichen Aufgabe seiner Lyrik zurückruft. Vgl. II, 1, 37 fgdd.; III, 3, 69 fgdd.

Wenn ich vorhin die Vorzüge der ernsten Oden geschildert habe, so muss ich jetzt von ihren Mängeln sprechen.

Zunächst ist wohl an ihnen ein sinniges Urtheil und feiner Tact in der Wahl des Stoffes zu bemerken, aber nicht eben kühne Phantasie oder reiche Erfindung von Motiven und Situationen, wenn man, wie billig, alles abzieht, was Horaz den Griechen dankt.

Ferner finden sich ungeschickte Ausdrücke, wie I, 21, 2 Cynthium, wo wegen des vorhergehenden Diana jeder Apollinem erwartet, um so mehr, da Cynthius kein dem Apollo eigenthümliches Epitheton war, sondern Diana ebenso Cynthia hiess, wie III, 3, 57 bellicosis Quiritibus, da ja nur die Römer im Frieden Quiriten genannt wurden, wie auch Horaz zeigt carm. II, 7, 3. Noch auffälliger heisst es III, 4, 60 von Apollo in einer Situation, wo er nothwendig mit gespanntem Bogen zu denken: „er, der nie den Bogen von der Schulter nehmen wird". Ich habe diesen Ausdruck in der unten folgenden Uebersetzung auf eine eigentlich unstatthafte Weise verändert. Seltsam ist auch I, 32, 7, 8 die Floskel „das feuchte Ufer", die übrigens Spätere zuweilen nachgeahmt.

Nicht selten ist die Rede dunkel oder gekünstelt. So heisst es I, 24, 17 „das Schicksal erschliessen“ statt „die Schicksalsstätte“, den Orcus; so ist II, 2, 24 „Haufen“ für „Goldhaufen“ gesagt, II, 15, 9 fgdd. „die glühenden Stiche“ statt „Stiche der Sonne“. In diesem Gedicht liest man auch V. 15, 16 „den schattigen Nordpol auffangen“ statt „die schattige Kühle des Nordens“.

Mehrfach fällt der Ausdruck ab, hält sich nicht auf der Höhe des Gedankens, wie wenn I, 6, 6 für „Zorn“ „Kolik“ gesagt wird, wenn IV, 4, 41 *adorea*, eigentlich eine Getreidespende an tapfere Soldaten, für den Kriegsruhm selbst gesetzt wird, wie allerdings bei Plautus im Amphitruo, und gar dazu das Epitheton *alma* tritt. Ebenso missfällt *sordidi nati* II, 18, 28. Prosaisch ist *incredibili modo* II, 17, 21, noch mehr *more modoque* IV, 2, 28. An die Sprache des gewöhnlichen Lebens erinnert auch die Wendung III, 29, 49, 50:

> Das Glück, das seines grausamen Amtes froh
> und stolzes Spiel zu spielen beharrlich ist.

Mehrfach ist die ganze Darstellung matt oder umgekehrt zu pathetisch oder gradezu geschmacklos. Für alles dies bietet Belege II, 17, 13—32. Vgl. auch I, 35, 17—20; III, 1, 33, 34.

Zuweilen ist auch der Gedanke zu breit ausgesponnen, wie II, 1, 33—36; oder er kehrt binnen kurzem in ähnlicher Form wieder, wie III, 16, 29—32; 39—42, verglichen mit 25—28, oder es stört kleinliche Detailmalerei; vgl. IV, 2, 57—60.

Es finden sich Sprünge des Gedankens, wie wenn Horaz, II, 16, 7 fgdd., plötzlich von der äussern Ruhe, die sich auch die Alltagsmenschen wünschen, auf die Ruhe des Gemüths, die allein der Weise erstrebt, zu sprechen kommt. Ebenso ist hart und unvermittelt, III, 2, 17 fgdd., der Uebergang von der kriegerischen „virtus“ zum Preise der Tugend im Allgemeinen, und wieder schliesst sich daran sehr locker das Lob des

Geheimhaltens der Mysterien. — Wenig geschickt ist auch die Schilderung der Titanomachie, III, 4, 42 fgdd., dem Vorhergehenden angereiht. — Aehnliche Sprünge, zum Theil noch gewaltsamere, finden sich freilich auch in Goethes lyrischen Gedichten.

Auch längere Digressionen sind nicht gemieden, wie sie zwar die römischen Dichter seit Ciceros Zeit in Nachahmung der Alexandriner und der homerischen Lieder öfter anwendeten (in Catulls „Hochzeit des Peleus und der Thetis" ist sogar die Digression länger als das ganze übrige Gedicht), wie sie aber besonders in lyrischen Gedichten missfallen, zumal wenn sie solche Dimensionen annehmen und so wenig zum Thema gehören, wie III, 3, 37—72; 11, 25—52; 27, 25—76.

Dagegen ist höchst selten, wie billig, das Einmischen von Gedanken, die gradezu den Grundton des Gedichtes stören, wie III, 16, wo der Vers *nec, si plura velim, tu dare deneges* nothwendig einen Missklang bringt in das von Horaz in diesem Gedicht bis zum Ueberdruss gesungene Lob der Armuth und Genügsamkeit.

Hier ist endlich des Beiwerks mythologischer und historischer Gelehrsamkeit zu gedenken, das sich hauptsächlich in den Oden von höherem Schwung findet. Auch Pindar verwerthet die Mythologie, aber immer mit sehr feinen Bezügen auf Personen und Sachen, die er besingt. Die Alexandriner aber brauchten mythologische und historische Gelehrsamkeit, am liebsten recht entlegene, häufig lax mit dem Uebrigen verbunden, so dass man sie ohne Schaden wegschneiden kann, hauptsächlich um sich mit ihrem Wissen zu brüsten. Ein Muster dieser Art bietet in der römischen Litteratur der übrigens hochbegabte Properz, wogegen Tibull ganz, Ovid, mit Ausnahme der Ibis, meist dieser Extravaganz fremd sind. Horaz war nicht so extrem wie Properz: er verwerthet nur selten sonst ganz unbekannte Mythen; auch ist manches Mytho-

logische und Historische bei ihm späterer Zusatz. Endlich dient zu seiner Entschuldigung, dass er auch in den Oden eigentlich nur der vorhin besprochenen, ächtrömischen Gewohnheit der Satiren und Episteln, Alles durch Beispiele zu erläutern, getreu bleibt, freilich nicht mehr durch Beispiele aus der Praxis des Lebens. Gleichwohl thut er des Guten zu viel; und nicht alle Beiwerke dieser Art sind so glücklich wie III, 16, 1—15.

So kann es denn kommen, dass man der ernsten, pathetisch angelegten Oden einmal überdrüssig wird. Auch wird ihr Genuss von vorn herein verkümmert: denn die Schwierigkeiten der Kritik von Horaz' Oden liegen grösstentheils eben in ihnen.

Die Glanzseite und die feinste Blüthe dessen, was Horaz im höhern Stil zu leisten vermochte, zeigen, neben den besagten Fehlern, ohne Zweifel die sechs ersten Gedichte des dritten Buches der Oden, äusserlich getrennt, aber verbunden zu einer höhern Einheit, wie denn auch Schluss und Anfang der einzelnen Gedichte im Zusammenhang stehen. Diese also möge studiren, wer Vorzüge und Mängel der politischen und moralischen Oden des Horaz erkennen will.

Dagegen strahlen frisch und hell, und werden Bewunderer finden, solange man noch überhaupt lateinische Bücher liest, die Gedichte leichten und heitern Genres, vornehmlich die sympotischen und erotischen. — Während man bei den Oden höhern Stils oft ein Gefühl der Beklemmung hat, und sich des Eindrucks nicht erwehren kann, dass der Dichter selbst zuweilen bei ihrer Abfassung sich unbehaglich gefühlt, ist mir solches nie passirt bei den erotischen und sympotischen Liedern, obwohl ich sie hundertmal gelesen. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, dass sie sämmtlich nach Form und Inhalt gleich vollendet wären — denn welcher Dichter hält sich stets auf der Höhe seines Genius? Aber die geringen und seltnen Mängel, die so zu sagen Nachklänge der

pathetischen Oden sind, vermögen nirgends den Genuss ernstlich zu stören.

Die von modernen Lyrikern bis zum Ueberdruss behandelten Themen, Frühling und Landleben, spielen auch bei Horaz eine gewisse Rolle. Jenen benutzt er einigemal als Motiv, um an das Erwachen der Natur die Aufforderung zu neuem Genuss des schnell vergehenden Daseins zu knüpfen. Des Landlebens gedenkt er öfter, wie bei seiner bekannten Vorliebe für Tibur und das Sabinerland nicht zu verwundern. Doch finden sich die anmuthigsten Schilderungen dieser Art nicht in den Oden, sondern in den Satiren und Episteln, besonders S. II, 6; Ep. I, 16. Von einer schwärmerischen Auffassung der Natur übrigens ist begreiflicherweise keine Rede.

Horaz gibt sich, wie bekannt, hauptsächlich als Sänger des Weins und der Liebe. Seine Oden bestätigen dies unwiderleglich.

Freilich darf man die sympotischen nicht mit der wilden Laune, die noch aus den Fragmenten des Alcäus hervorbricht, vergleichen: sie sind, entsprechend der minder leidenschaftlichen und dazu behäbigen, Natur des Horaz weit ruhiger, wenn man will zahmer. Das Trinken erscheint, wenn ich mich so ausdrücken darf, bei Horaz mehr als Mittel, bei Alcäus mehr als Zweck. Mehrfach wird eindringlich vor dem Uebermass und dessen schlimmen Folgen gewarnt. Aber unmöglich ist es, den Trinkliedern Feinheit, Anmuth, glückliche Stimmung abzusprechen; selbst die grämlichste Natur wird durch ihre Lectüre erheitert werden.

Noch im höherm Grade finden sich diese Vorzüge in den Liebesliedern: nur darf man in dem grössten Theil derselben keine wahren Empfindungen suchen.

Die neuere Aesthetik hat sich gewöhnt, erotische Gedichte mit fingirtem Inhalt geringschätzig zu beurtheilen. Das ist aber die reine Verkehrtheit. Niemand

findet es tadelnswerth, wenn ein Bettler die Thaten der Könige episch oder tragisch besingt, obwohl er sich doch nur künstlich in die ihm praktisch ganz fremden Situationen und die daraus resultirenden Empfindungen hineinversetzen kann. Die Deutschen rechnen es sich zum Ruhme, dass manche ihrer Dichter nicht bloss den Geist der Indier oder Semiten, alter, wenn auch von den Deutschen sehr verschiedener, Culturvölker, sondern auch den der Hottentotten und Rothhäute in eigenen Werken treu wiedergegeben. Wie könnte also ein erotisches Gedicht darum verunglückt erscheinen, weil es ein Produkt freier Phantasie ist? Unter allen Empfindungen ist ja die Liebe der Menschenbrust am natürlichsten. Folglich muss es auch dem Dichter am leichtesten sein, fingirte erotische Gefühle und Situationen mit warmem Leben auszustatten und künstlerisch zu gestalten, selbst abgesehen, dass auch die unzweifelhaft auf wahren Motiven basirte erotische Poesie aller Völker eine Menge Uebertreibungen, und zwar häufig wohlberechneter, enthält.

Seit den Zeiten der Alexandriner war es häufig geworden, und die römischen Dichter sprechen dies oft genug und deutlich genug aus, in erotischen Gedichten die Gebilde tändelnder oder erregter Phantasie niederzulegen. Freilich war dies nicht bei allen gleichmässig der Fall: Tibull und Properz beschreiben — nach Abzug mancher Ueberschwänglichkeiten, wie sie nun einmal von aller Erotik unzertrennlich sind — gewiss wahre Gefühle, während umgekehrt Ovid mit seinem Gegenstand bloss spielt. Sonst aber könnte eine ganze Legion römischer Erotiker aufgeführt werden, die, nach eigenen oder fremden, aber jedenfalls ganz unverdächtigen Zeugnissen, in ihren Poesien nur, mit mehr oder weniger Grazie, der Laune und Einbildung entsprungene Scenen und Situationen bieten, ihre wahren Liebesabenteuer aber, wegen des derben Realismus der Römer in diesen Sachen, sorgfältig zu verhehlen bemüht sind,

oder umgekehrt energisch protestiren, dass man von ihren Poesien auf ihr Leben schliesse. Horaz hätte ein wahrer Priap sein müssen, wenn man all die Gedichte, die er zum Lobe schöner Mädchen, oder gelegentlich schöner Knaben, verfasst hat, für Wahrheit nehmen wollte. Deshalb hat der philologische Scharfsinn sich umsonst bemüht, in diese Liebschaften und ihre verschiedenen Phasen Plan und Einheit zu bringen, oder etwas genaueres über die zahlreichen Schönen, die in den erotischen Gedichten, oft unter gleichem Namen, auftreten, zu ermitteln. Es findet sich in den erotischen Gedichten des Horaz zwar viel allgemein menschliches, was auf Liebesverhältnisse aller Zeiten und Individuen passt, aber sehr wenig individuelles, auf concrete Fälle hinweisendes; so z. B. begegnet man bei ihm fast nie einem stehenden Thema der gleichzeitigen Erotiker, der Klage über die Habsucht ihrer Schönen und die Macht des Goldes; ebenso selten ist vom Aberglauben jener Damen die Rede, vom Cultus der Isis gar nicht. Auch was Horaz von den Liebschaften seiner Freunde und Zeitgenossen erzählt, ist mit grosser Vorsicht aufzunehmen. Er selbst spricht sich über dies alles mit einer Deutlichkeit aus, die nichts zu wünschen lässt, I, 6, 17 fgdd.:

> Nur Gelage ja, nur Kämpfe der Mädchen, die
> stumpfe Nägel zur Wehr zeigen den Jünglingen,
> sing' ich, frei von dem Pfeil Amors, und trifft er mich,
> nicht doch lockrer denn billig ist.

Sogar der äussere Schein wirklicher Liebesverhältnisse ist nicht gewahrt. Denn während Catull, Tibull, Properz und selbst Ovid stets oder doch beinahe stets ein Mädchen besingen, bewahrt Horaz nicht einmal die Einheit der Namen; bald ist es Glycera, bald Lydia, bald Chloe, der er Liebe schwört oder Untreue vorwirft. — Mehrfach zeigen auch schon die Namen selbst, dass es sich um fingirte Situationen handelt, wie z. B. I, 11.

Will man also in den erotischen Liedern des Horaz die überströmenden Empfindungen suchen, wie sie, freilich selbst oft, wenn auch theilweise unwillkürlich, erdichtet und angekünstelt, bei vielen neueren Erotikern zu treffen sind, so wird man sich sehr enttäuscht finden.

Eine ideale Verklärung der geschlechtlichen Liebe, wie sie Christenthum und Romantik hervorgebracht, ist überhaupt den alten Erotikern fremd. Da die meisten Mädchen, welche von ihnen besungen werden, dem Stande der Hetären angehörten und Sclavinnen oder Freigelassene waren, so konnte die Liebschaft schon aus den conventionellen, zumal von den Römern so hoch gehaltenen, Gründen, keinen Abschluss in der Ehe haben; während die erotischen Poesieen der Neuern meist nur das Prooemium zu der Hochzeit bilden. Horaz, wie die meisten Dichter seiner Zeit, blieb unverheirathet. Natürlich wird von den Alten auch oft das geistige und das sentimentale Moment der Liebe betont — übrigens von Horaz weniger als von vielen andern —, aber der geschlechtliche Genuss ist doch der Angelpunkt ihrer Dichtungen. Daher sind auch die oft excentrischen Liebesversicherungen, die Schwüre ewiger Treue u. s. w. mit derselben Vorsicht aufzunehmen, wie in dem modernen französischen Lustspiel. Ovid ist in dieser Hinsicht am offensten. Er spricht eben das aus, was die meisten Andern dachten.

Wer also die brennende, sich selbst verzehrende Leidenschaftlichkeit des Propertius sucht, wer gar von Klopstocks Oden auf Fanny und Meta kommt, möge die erotischen Poesieen des Horaz ungelesen lassen. Gemüthlichkeit ist in ihnen wenig zu finden, und noch weniger Schwärmerei. Selbst die sonst in der erotischen Poesie so überaus häufigen Epitheten der Geliebten, *lux*, *vita*, *domina*, finden sich in den erotischen Oden nicht. — Wer jedoch Gefühl und Verständniss hat für die musterhafte, ebensosehr der Mittel wie der Zwecke be-

wusste Darstellung der verfeinerten Sinnlichkeit, welche auch die verfänglichsten Situationen der Liebe in gefällige Formen zu kleiden, alles Unschöne zu verschleiern weiss — nur ganz selten bricht, wie II, 5, 3—4, der krasse römische Realismus durch —, wer sich hineinzudenken vermag in die Stimmung eines Epicureers der elegantesten Art, wer endlich für unübertreffliche Meisterschaft des Ausdrucks und vollendete Technik des Versbaus Sinn hat, wird immer wieder die erotischen Gedichte des Horaz zur Hand nehmen. Sie, wie die sympotischen, bieten — ganz im Gegensatz zu den moralischen und politischen Oden — selbst der schärfsten Kritik nur wenig nennenswerthe Schwierigkeiten. Die Fehler der Dichtungen im höhern Stil sind durchweg vermieden: mythologische Gelehrsamkeit ist überall geschmackvoll verwendet. Hierbei verdient übrigens Beachtung, dass die zum Theil sehr gebildeten Hetären jener Zeit gern selbst Liedchen mythologischen Inhalts trillerten.

Eine von den übrigen Liebesliedern unerfreulich abstechende Ausnahme machen nur die Oden, wo Horaz in breiter Digression die Liebe pathetisch behandeln will, III, 11 und 27. In diesen beiden bleibt, selbst abgesehen von aller Hyperkritik, soviel des Sonderbaren und Tadelnswerthen, dass man wünschen müsste, sie seien nicht von Horaz. Doch ist es mir unmöglich den Gelehrten beizupflichten, die meinen, dass in die Ueberlieferung des Horaz sich unechte Gedichte eingeschlichen.

Sonst kommt zuweilen eine kurze Digression, aber eine scherzhafte, die es zweifelhaft lässt, zu wessen Verherrlichung das Gedicht verfasst ist. So II, 5, 21—24; III, 20, 11—16.

Unter den Dichtungen der Griechen erinnern an die sympotischen und erotischen Oden des Horaz am meisten einige durch Anmuth besonders ausgezeichnete,

aus den Zeiten der Alexandriner stammende*), der bekanntlich sehr verschiedenartige Bestandtheile enthaltenden Sammlung „Anacreontea“. — Doch übertrifft Horaz sie weit durch Reichthum und Buntheit der Erfindung, männliche und gemessene Darstellung, Eleganz der Sprache und kunstvolle Mannigfaltigkeit der Rhythmen. — Auch von den neckhaften Amoretten, welche so oft in den Anacreonteen als schelmische Knäbchen ihr Wesen treiben, findet sich in des Horaz erotischen Liedern keine Spur.

---

*) Man hat sich in neuerer Zeit gewöhnt, die Anacreonteen durchweg sehr gering zu schätzen und sie sämmtlich der römischen und byzantinischen Kaiserzeit zuzuweisen. Beides ist irrig. Man muss durchaus der Ansicht Otfried Müllers beistimmen (griech. Litteratur I, 338 fgd.), dass ein grosser Unterschied zwischen den Liedern der Sammlung besteht, einzelne derselben in ihrer Art gelungen sind und durch naive Simplicität den anmuthigsten Eindruck machen. — Diese schreibt er, wenn auch nur theilweise, dem alexandrinischen Zeitalter zu. Und dass unmöglich alle Anacreontea nach Christus Geburt verfasst sein können, zeigt schon der Umstand, dass Gellius und der Kreis von römischen und griechischen Gelehrten, den er XIX, 9 beschreibt, ein unzweifelhaftes Gedicht der Sammlung (Nr. 17 in Bergks poetae lyrici graeci) dem Anacreon selbst zuschreibt. Dies ist völlig unvereinbar mit der Annahme, dass jenes Lied erst 100 Jahre vorher entstanden sei. Dagegen darf man es danach den Zeiten der Alexandriner, in denen so manchem berühmten Namen der Vorzeit erfolgreich Werke untergeschoben wurden, zuweisen. — Dazu kommt, dass Ovid ersichtlich das erste Gedicht nachahmt im Anfang des ersten wie des zweiten Buches der Amoren. Man vergleiche besonders die Worte II, 1, 35, 6 *heroum clara valete nomina* mit V. 10, 11 *χαίροιτε λοιπὸν ἡμῖν ἥρωες*. Auch ist es mir nicht zweifelhaft, dass ihm, wo den Hetären neben Callimachus, Philetas, Sappho, Menander „vinosi Teia musa senis“ empfohlen wird (art. amat. III, 330), eine Sammlung Anacreonteen, nicht die echten Gedichte Anacreons, vorschwebten. Eine genauere Vergleichung der römischen Erotiker und Martials mit den Anacreonteen wäre sehr wünschenswerth. — Uebrigens hat die neuere Kritik den besseren Anacreonteen weder formell noch materiell gehörig Rechnung getragen.

Auch in den Oden finden sich zuweilen Ausfälle und und Neckereien, doch sehr entfernt von dem grobkörnigen Realismus der Satiren und gar der Epoden. Dies gilt selbst von den derbsten Gedichten dieser Art, I, 25; III, 15; IV, 13, die ähnlichen Inhalts sind, wie Epode 8.

Wo in den Oden wirkliche, nicht fingirte Persönlichkeiten angeredet oder besungen werden, geschieht dies immer mit feiner Berücksichtigung der verschiedenen Charaktere, grade wie in den Episteln.

Das reflectirende Element, das bei Horaz so reich vertreten ist, war natürlich dem Alcäus fremd, und dies bildet eine sehr bedeutsame Differenz zwischen beiden Dichtern, trotz aller Nachahmung des Horaz. — Alcäus gab die Ausbrüche seiner ungezügelten Leidenschaft, oder höchstens die mehr oder minder abgeklärten Resultate seiner praktischen Lebenserfahrungen: Horaz zeigt überall die Frucht seiner sattsam besprochenen philosophischen Studien. Beide haben nur das gemein, dass sie sich nicht leicht die gute Laune verderben lassen, und jede Situation, gute und böse, Kälte wie Hitze, Gesundheit wie Krankheit benutzen, um zum Genuss des Lebens aufzufordern, besonders zum Becher und zur Liebe.

Sehr oft tritt bei Horaz der Gedanke an die Thorheit der menschlichen Bestrebungen, an die Vergänglichkeit des Irdischen, an den Allen gemeinsamen Tod hervor, theils mit einem melancholischen Anflug, öfter jedoch mit der Ermahnung, man solle den heutigen Tag geniessen, da man nicht wisse, was der nächste bringe (I, 11, 8); endlich in den Gedichten von höherem Schwung zur Verherrlichung des Weisen und Tugendhaften, der dem Tod trotzt, dessen Thaten der Vernichtung spotten. III, 3, 7, 8:

> Wenn berstend auf ihn stürzt der Erdkreis,
> werden ihn furchtlos die Trümmer treffen.

III, 29, 43 fgdd.:

Vollbracht ist's: ob mit dunkler Wolke
morgen den Himmel der Gott bedecke,

mit klarer Sonne; nicht ist verloren, was
ich schaffte, nicht auch wird er verändern je
mein Werk noch ungeschehen machen,
was die entfliehende Stunde forttrug.

Wir sahen schon, dass Horaz in den Episteln sich dem Stoicismus immer sympathischer zeigte, trotz der rauhen und wunderlichen Aussenseite dieses Systems, seinen strengen Grundsätzen, seiner letzten Consequenz für gewisse Fälle, dem Selbstmord.

Ebenso erscheint in den Oden von höherem Schwung der Dichter fast durchweg als Stoiker. Wenn er in andern Ruhe des Gemüths als höchste Weisheit und grösstes Gut empfiehlt, so war dies eine Maxime, in der sich natürlich Stoicismus und Epicureismus, so sehr sie sonst differirten, begegneten.

Die Quintessenz der heitern Gedichte ist: „geniesse froh was dir beschieden, entbehre gern was du nicht hast", der ernsten, das Unvermeidliche stark und würdig zu tragen, vom Glück sich nicht bestechen, vom Unglück sich nicht schrecken zu lassen, die innere Welt, deren Besitz den Weisen vom „profanum vulgus" scheidet, zu pflegen und zu mehren, endlich dem Tod, diesem grössten Tyrannen, ruhig ins Auge zu schauen. — Für Alle empfiehlt er die „goldene Mittelstrasse" (II, 10, 5), gleich fern von beneidenswerther Höhe und verachteter Tiefe, von Hochmuth und Demuth, von gedankenlosem Geniessen und dumpfem Hinbrüten. Wo er sich an das ganze Volk wendet, mahnt er in ernsten, warm empfundenen Worten zurückzukehren zu der alten Zeiten Zucht und Sitte, besonders zur Heilighaltung der Familie, der Rom seine Grösse verdankte. Ebenso wie in Satiren und Episteln geisselt er oft und scharf die masslose Sucht nach Geld und Gut, wie sie schon im letzten Jahrhundert

der Republik, noch mehr als die Monarchie den Bürgern die Beschäftigung mit dem Staat grösstentheils abnahm, überall grassirte, und die dem entsprechende Ueppigkeit und Verschwendung. — Manche Oden sind sichtlich mit der Absicht verfasst, einzelne Freunde von dem ungezügelten Begehren, sowie von den daraus leicht entspringenden politischen wie sonstigen Extravaganzen abzuhalten.

Obwohl selbst Freigeist, oder doch schwankend und eklektisch in seinen Anschauungen von göttlichen Dingen, erkannte er klar, dass das römische Reich mit seinem Glauben und seinem Cultus, die ja seit frühster Zeit im Guten und Bösen so eng mit den Staatseinrichtungen verwachsen waren, stehen und fallen müsse, mochte es auch den Gebildeten freistehen, die überlieferten populären Anschauungen durch griechische Philosophie zu läutern oder zu ersetzen. Deshalb unterstützte er des Augustus Bestrebungen, der Verachtung der Religion und ihrer Symbole und Verkörperungen entgegen zu treten. So heisst es zu Anfang einer berühmten Ode [III, 6, 1 fgdd.]:

Unschuldig wirst du büssen der Väter Schuld,
o Römer, bis erstehen in neuem Glanz
der Götter Tempel, denen Einsturz
droht, und die Bilder, geschwärzt vom Rauche.

Du herrschst nur, weil du beugst vor den Göttern dich.
Das war dir Anfang: lass es dir Ende sein!
Der Götter Zorn — unzähl'ge Leiden
sandt' er der Heimath, der trauerreichen.

Schon früher war bemerkt, dass Horaz aus Resignation Anhänger der Monarchie geworden war. Daher auch die Verherrlichung der Verdienste des Augustus, den er bei seiner Regeneration des römischen Gemeinwesens kräftig zu fördern sucht. Diese machten ihn aber nicht blind gegen die Grössen des Freistaates, dessen Geschichte er I, 12, 35, 36 freimüthig mit dem „herrlichen Ende“ des constantesten Republicaners und Feindes der cäsarischen Monarchie, des Cato von Utica, schliesst.

In den Gedichten des Horaz kehren nicht selten dieselben Motive, Gedanken und Phrasen zurück. Verse jedoch wiederholt er nur, wenn er auf frühere Dichtungen mit bestimmter Absicht zurückweist, wie Sat. I, 4, 92; II, 1, 22. So Od. IV, 1, 5:

mater saeva Cupidinum,

wo freilich das vorhergehende „mollium" sonderbar ist.

Die Muse des Horaz ist am glücklichsten in den drei ersten Büchern. Durch einen Zufall (denn sie sind keineswegs durchweg die spätesten) sind die meisten Gedichte des dritten Buches ausgezeichnet vor den übrigen. Das vierte, welches Horaz, wie wir gesehen, zunächst aus äussern Gründen später folgen liess, fällt mehrfach ab gegen die frühern, so besonders manche Stellen der zweiten, vierten, neunten und vierzehnten Ode. Schwung und Begeisterung nehmen sichtlich ab. Formal steht freilich das vierte Buch auf gleicher Höhe mit den frühern, übertrifft sie selbst gelegentlich.

Schliesslich ist hier zu erwähnen das „carmen saeculare", das innerhalb der Oden keinen Platz gefunden, verfasst, wie schon bemerkt, im Auftrage des Augustus zu den Säcularspielen, die dieser zu politischen Zwecken auf Anweisung der gefälligen Sibyllinischen Bücher im J. 17, angeblich nach altem Brauch 110 Jahre nach der letzten Feier, veranstaltete. Es wurde gesungen von edlen Knaben und Jungfrauen, s. g. patrimi und matrimi, d. h. deren Väter und Mütter am Leben waren. Es ist dies die einzige Ode, die Horaz unzweifelhaft zunächst für den Gesang verfasst.

Das Gedicht enthält, entsprechend seiner Bestimmung, Gebete und Gelübde an Apollo, den Schutzgott der Sibylla, und seine Schwester Diana, sowie die übrigen Götter, für das stete Gedeihen und Wachsen des römischen Reiches:

Götter, gebt der bildsamen Jugend fromme
Herzen, gebt dem friedlichen Alter Ruhe,
Gebt dem Volk des Romulus Macht und Spross und
Jegliche Zierde!

Es ist ausgezeichnet durch Kraft und Adel: doch theilt es die Mängel der politischen Oden im allgemeinen und des vierten Buches im besondern. Auffällig sind die im Curialstil gehaltenen Verse 17—20. Doch müssen wir bedenken, dass Horaz im officiellen Auftrag und zu einer officiellen Ceremonie das Gedicht verfasste.

Die Sprache der Oden ist ebenbürtig der der Episteln, nur dass sie natürlich einen höhern Flug nimmt. Sie ist kunstvoll, durchdacht, würdig, urban in des Wortes schönster Bedeutung, glänzend in moderner Eleganz und geschmackvollen Graecismen, endlich jeder Tonart angemessen, freilich mit den oben vermerkten Ausnahmen.

In den Oden, wie in den Episteln, erscheint auch am meisten die bewunderungswürdige Kunst des Horaz, jedes Wort auf die Goldwage zu legen und mit einer gewissen Prägnanz auszustatten, sowie die einzelnen Theile der Periode harmonisch in einander greifen zu lassen, entsprechend seiner eigenen Vorschrift:

dass zum Beginn gut passe die Mitte, zur Mitte das Ende.

Von den rhetorischen Hilfsmitteln macht Horaz in den Oden einen nicht seltenen, aber ebenso wenig übermässigen oder geschmacklosen Gebrauch. — Hierbei verdient Beachtung, dass die Paronomasie oder Allitteration sich bei ihm, wie bei den meisten Dichtern nach Virgil, höchst selten findet.

Mit richtigem Gefühl ist ferner die Allegorie verschmäht. Ganz allegorisch ist nur das Gedicht I, 14, von dem schon die Rede war. Doch verwerthet Horaz zuweilen geschmackvoll die Allegorie für Theile der Darstellung. So I, 5, 6—16; III, 20, 1—10.

Auch Sentenzen sind massvoll eingestreut, diese natürlich fast nur in den Oden höheren Stils.

Archaismen finden sich fast nie. So IV, 11, 8 „spargier“ (falls die Stelle ächt ist), überall, wie auch sonst meist, „lavĕre“, in den frühern Büchern zweimal catus.

Noch seltener sind plebejische Ausdrücke, wie mannus, die syncopirten Formen puertia und surpuerat.

Dass Horaz bei den auch in den Oden nicht seltenen griechischen Worten, zumal in Eigennamen, die von ältern Dichtern, vielleicht schon von Ennius, recipirten griechischen Endungen bevorzugt, wurde schon früher bemerkt. Dagegen vermeidet er zu Catulls Zeit aufgekommene Neuerungen, wie den Dativ des Singulars auf kurz i und den des Plurals auf si. Bemerkenswerth sind die Genitive Achillei, Ulixei, Alyattei, von den sonst im Latein nicht gebräuchlichen Nominativen dieser Worte auf eus. — Aus der Lectüre Homers erklärt sich, wie manches andere, auch der ein paar mal (einmal auch in den Epoden) sich findende Gebrauch von Ilios statt Ilion; ebenso Argos für Argi.

Sonst verdient von Graecismen besonders angemerkt zu werden der Genitiv bei Zeitworten, wie regnare, desinere, abstinere, der freie Gebrauch desselben Casus zur nähern Bestimmung von Adjectiven, wie in integer vitae, der gleichem Zweck dienende s. g. accusativus graecus, der Dativ bei den Zeitworten des Kämpfens, wie „luctari“, „decertare“, der transitive Gebrauch mancher Intransitiva im Participium der Vergangenheit, wie „regnatus“, „triumphatus“. In den Episteln erscheint sogar „imperor“, „invideor“. Noch ist hier zu erwähnen der in den Oden sehr häufige, übrigens auch sonst nicht seltene Gebrauch des Infinitivs nach Adjectiven und Zeitworten, wo die Sprache der Prosa andere Constructionen wählte. Endlich findet sich einigemal der Nominativ mit dem Infinitiv oder Participium statt des Accusativs. Alles dies trifft man freilich bei den meisten andern Dichtern der augusteischen Zeit, wenn auch nicht bei allen gleich häufig.

Anderes erklärt sich ohne Annahme von Graecismen, durch die im Latein besonders häufige „constructio ad synesim“, wie wenn z. B. intransitive Zeitworte wegen des in sie

hineingetragenen transitiven Begriffes mit dem Accusativ verbunden werden, wie ardere gleich amare, contremiscere gleich pertimescere, oder die Adjectiva liber, vacuus, purus nach Analogie von expers den Genitiv haben.

Ueberhaupt muss man sich hüten, bei den Römern Graecismen anzunehmen, wenn man sprachliche Erscheinungen aus dem Wesen der lateinischen Sprache und ihrer historischen Entwicklung erklären kann.

Auch bei Wortbildungen hat Horaz nicht selten die Griechen nachgeahmt, viel häufiger freilich beim Gebrauch alter Worte mit neuer Bedeutung. Seiner Ansicht über sprachliche Neuerungen ist schon bei den Episteln gedacht worden.

Viel von dem, was er, sicher oder vermuthlich, in seinen Gedichten zuerst geneuert, ist von den spätern Dichtern angenommen worden, obwohl er auf ihre Sprache keineswegs so stark influirt hat als Virgil und Ovid.

Nicht besonders gross ist die Zahl von Worten, die sich nur, oder doch fast ausschliesslich, bei Horaz finden; auch stehen manche derselben entschieden nur wegen der Zertrümmerung der römischen Litteratur jetzt vereinzelt da. Was in dieser Hinsicht zu bemerken, findet sich am Schluss meiner Ausgabe verzeichnet. Es zeigt meist keine besondere Kühnheit, zuweilen auch, wie „inaudax“, III, 20, 3, kein besonderes Glück.

Was die Metrik betrifft, so hat Horaz, wie schon bemerkt, kaum Verse eigener Erfindung, obwohl zwei der von ihm in Oden und Epoden angewandten (nämlich die graden in carm. I, 8; ep. 13) sich nicht in den vorliegenden Trümmern der griechischen Lyrik finden. Dagegen hat er durchweg in feinster Weise der römischen Individualität Rechnung getragen, indem er, entsprechend der strengen Regelrechtigkeit der lateinischen Sprache, überall wo die Griechen Doppelzeitigkeit der Silben erlaubten, stets oder meist nur die Länge zugelassen, die

logaödischen Verse über zehn Silben mit regelmässiger Cäsur versehen, endlich die rhythmischen Gesetze der einzelnen Metra streng regulirt, doch ohne Pedanterie, weshalb die spätern Dichter häufig noch die von ihm eingeführten Regeln verschärft haben. Eine aus der Art der äolischen Metra resultirende Eigenthümlichkeit ist es, dass innerhalb der Strophe zuweilen am Versschluss eine Elision des Endvocals oder auch Wortbrechung eintritt, ebenso einsilbige Präpositionen und Conjunctionen; doch haben dies die spätern vermieden. Ein metrisches Kunststück ist endlich III, 12, bestehend aus einer Strophe von vier Versen, deren jeder 10 ionici a minori, d. h. Füsse von zwei Längen und zwei Kürzen, enthält, im Deutschen nicht wiederzugeben. Uebrigens achte man auf die Feinheit, dass Horaz in den neun ersten Gedichten des ersten Buches (neun ist, was hier nicht ganz gleichgültig, die Zahl der Musen) ebenso viel verschiedene Metra angewandt hat, fast alle, die er überhaupt gebraucht. Denn es sind deren im Ganzen 13, und nur sechs Gedichte sind verfasst in Metren, die nicht in den ersten neun Oden vorkämen.

Weitaus am häufigsten ist die alcäische Strophe, ausgezeichnet durch Kraft und Energie. Horaz wendet sie mit Vorliebe für Oden ernsten Inhalts, nicht selten jedoch auch für andere an. Demnächst gebraucht er am meisten die sapphische Strophe, die mehr Anmuth und Zartheit als Kraft und Energie hat. Deshalb ist es minder zu billigen, dass Horaz sie oft im höhern Stil verwendet. An dritter Stelle kommen fünf verschiedene Arten asclepiadeischer Strophen, theils aus blossen Asclepiadeen, grössern wie kleinern, bestehend, theils mit Glyconeen oder Glyconeen und Pherecrateen gemischt und in verschiedenen Stilarten angewandt. Von den 104 Oden des Horaz entfallen auf die genannten Metren nicht weniger als 97.

In Bezug auf Feinheit in Auswahl der Metra für die

verschiedenen Stoffe, Gemüthsbewegungen und Situationen scheint übrigens Horaz seinen griechischen Mustern nachzustehen, wie dies bei künstlich importirten Versmassen leicht erklärlich.

Die von Horaz eingeführten Metra, wenigstens die bei ihm häufigsten, wurden von den spätern Dichtern bis ins Mittelalter viel benutzt, und im 1. Jahrh. n. Chr. noch strenger, oft auch pedantischer ausgebildet. Dagegen scheint der Geschmack für die von ihm ausschliesslich benutzten vierzeiligen Strophen gleich nach Horaz erloschen zu sein. Denn mit Ausnahme der sapphischen Strophe sind sie theils garnicht, theils höchst selten angewendet worden.

Man hat viel gefragt, ob die Oden des Horaz gesungen seien oder nicht. Die Lieder der äolischen Dichter pflegten allerdings zu einem Saiteninstrument, gewöhnlich der Lyra, gesungen zu werden, und Horaz spricht oft genug, wo er seiner Poesie gedenkt, von Gesang und Lyra. So mögen auch seine Gedichte von ihm — falls er nämlich eine passable Stimme hatte — oder sonst im Alterthum gelegentlich, mit Instrumenten oder ohne solche, gesungen sein, grade wie dies im Mittelalter*) und in der Neuzeit geschehen. Uebrigens wird man gut thun, sich jenen Gesang und jenes Saitenspiel nicht zu ideal vorzustellen, da es unzweifelhaft scheint, dass die Alten, während sie die Melodie der Sprache in Prosodie und Metrik zu bewunderungswürdiger Vollkommenheit ausgebildet haben, es im Reich der jetzt sogenannten Musik nur zu sehr mittelmässigen Leistungen gebracht. Jedenfalls ferner hat der musikalische Vortrag hier ebenso wenig wie überhaupt in der römischen Poesie auf die Gesetze der Metrik influirt.

Damit schliesslich der Leser selbst ein Urtheil habe

*) Wir besitzen noch aus jener Zeit Handschriften der Oden des Horaz mit Noten.

über die Oden ernsten wie heitern Inhalts, theile ich hier zwei Gedichte in Uebersetzung mit, die, ein jedes in seiner Art, mir die vollendetsten unter allen scheinen. Sie mögen zugleich als Proben dienen einer Uebersetzung der Oden, die ich schon als Gymnasiast begonnen, viele Jahre mit mir herumgetragen, gelegentlich mit Eifer gefördert, aber, theils aus Laune, theils wegen anderer Arbeiten nie zum Abschluss gebracht habe, hoffentlich aber einmal, früher oder später, in einer Sommerfrische vollenden und dann mit einem Vorwort über deutsche Metrik herausgeben werde. Ich hoffe, das Folgende erscheint nicht ungeniessbar. Nur wird der billige Leser nie den bekannten Ausspruch eines geistreichen Autors vergessen, dass jede Uebersetzung, wäre es selbst die beste, sich zum Original verhält, wie die Kehrseite des Teppichs zur Vorderseite.

III, 4.

Vom Himmel steig' und trag' auf der Flöte vor
ein langes Lied uns, hehre Calliope!
Trag' vor es mit der Stimme Wohllaut,
oder zur Cither auf Phoebus' Saiten!

Vernehmt ihr's? oder täuscht mich ein süsser Wahn?
Zu hören glaub' ich's, glaube zu irren schon
in frommen Hainen, die der Quellen
Flüstern durchrauscht und der Lüfte Lispeln.

Mich deckten auf apulischem Voltur einst,
entflohn der Hütte, die mich erwachsen sah,
wenn matt vom Spiel mich Träume wiegten,
Cypria's Tauben mit jungem Laube;

zum Wunder Allen, die Acherontia's
Felsnest bewohnen und die bantinischen
Waldschluchten, denen Segensfülle
spendet das glückliche Thal Forentum's;

dass sicher mochte schlummern vor Bären ich
und gift'gen Nattern, dass mich der heilige
Lorbeer und Myrtenreiser schützten,
keck auf den sichtbaren Schutz der Götter.

Euch, euch mich weihend eil' ich in's felsige
Sabinerland, Camenen, zum kühlenden
Praeneste, zu dem Hügel Tiburs,
zu den krystallnen Gewässern Bajä's.

Befreundet euern Quellen und Reigen hat
mich nicht zerschmettert einst der verwünschte Baum,
geschädigt nicht Philippi's Schlachtfeld,
nicht der lucanische Palinurus*).

Wenn ihr mich leitet, will ich mit frohem Sinn
vertraun das Schiff dem tobenden Bosporus,
will furchtlos durch die gluthverbrannte
Wüste des Syrischen Strandes wallen;

dann werd' ich sicher blicken die Britten, die
dem Fremdling abhold, blicken die Concaner**),
die letzt der Rosse Blut, der Scythen
Tanais und der Gelonen***) Köcher.

Ihr labt den hehren Cäsar, wenn satt des Kriegs
zurück er gab die Krieger der Heimath Herd,
bei euch zu rasten von den Mühen,
in der Pierischen Grotte wieder.

Ihr spendet milden Rath und ihr fördert ihn.
Wir wissen, wie der frechen Titanen Schaar,
als furchtbar sie den Himmel stürmte,
Er mit dem zuckenden Blitze tilgte,

der träger Erde, windiger Meeresfluth
gebeut, gebeut dem traurigen Schattenreich,
der über Götter herrscht und Menschen
ewig allein in gerechtem Walten.

Wohl weckte mächtig Bangen in Jovis Brust
die rauhe Kraft verwegener Jünglinge,
als auf Olympos' schatt'ges Haupt den
Pelios†) wollten die Brüder††) thürmen.

---

*) Das Vorgebirge, an dem Horaz bei seiner Heimkehr aus dem Bürgerkriege Schiffbruch litt.

**) Völkerschaft des nördlichen Spaniens.

***) Völkerschaft Sarmatiens.

†) Olympos und Pelios Berge Thessaliens.

††) Die Giganten Otos und Ephialtes, die in den Himmel steigen wollten. Die Giganten und Titanen, die beide sich gegen

Doch was vermag des riesigen Mimas Macht,
was Typhon, was der dräunde Porphyrio,
was Rhoetus und der Encelade,
trotzig entwurzelte Stämme schleudernd,

wenn gegen Pallas tosende Aegis sie
sich stürzen? Dort ja stand der verheerende
Vulcanus, dort die keusche Juno,
dort der verderbliche Fernhintreffer,

der in dem lautern Bronnen Castalia's
die losen Haare badet, der Lyciens
Gestrüpp, den Wald auch schützt der Heimath*),
Delos' und Patara's**) Gott Apollo.

Vermessne Kraft stürzt unter der eignen Wucht.
Gelenkt von Weisheit führen die Götter selbst
zum Ziel sie; doch sie hassen Trotz'ge,
die nur auf Arges im Herzen sinnen.

Wohl klagt die Erde, dass sie die eigne Brut
bedeckt und jammert, dass in des Orcus Nacht
der Donn'rer ihre Kinder bannte;
nimmer verzehrt doch das schnelle Feuer

den Aetna***), nicht auch lässt von dem Tityos†)
der Geier, Strafe seiner Vermessenheit;
dreihundert ehrne Bande fesseln
ewig Pirithous††) feurig Sehnen.

Des harten Uebergangs vom Lobe der Musen auf den Titanenkampf in V. 42 fgdd. war schon oben ge-

---

Jupiter auflehnten, werden hier, wie oft von den alten Dichtern, verwechselt.

*) Der Insel Delos.

**) Stadt in Lycien.

***) Der Aetna sollte nach der Sage den Typhon oder Enceladus bedecken.

†) Tityos, ein Sohn oder Zögling der Erde, hatte der Latona Gewalt anthun wollen; zur Strafe frass in der Unterwelt ein Geier seine Leber, die sich stets erneute.

††) Pirithous, der die Proserpina hatte entführen wollen, wird hier minder passend erwähnt, da er mit den Titanen oder Giganten nichts zu schaffen hatte.

dacht. Uebrigens sind nach der drittletzten Strophe vier unächte Verse ausgelassen.

III, 9.

Horaz.

Als noch lieb ich dir, Lydia,
war, und keiner denn ich unter den Jünglingen
deinen blendenden Hals umschlang,
blühte, seliger denn Persiens König, ich.

Lydia.

Als noch treu du der Lydia
warst, und Chloë dich nicht fesselte, prangend da
mehr denn Ilia, Romulus'
Mutter, blüht' ich, berühmt unter den Sterblichen.

Horaz.

Jetzt herrscht Chloë, die thracische,
süssen Liedern vertraut, kundig der Cither auch;
für die freudig ich sterben will,
kann vom dräuenden Tod retten das Mädchen ich.

Lydia.

Mit des thurischen*) Ornytos
Sprössling Calaïs eint glückliche Liebe mich;
für den zweimal ich sterben will,
kann vom dräuenden Tod retten den Jüngling ich.

Horaz.

Wie wenn aber der alte Drang
uns mit ehernem Joch wieder zusammenführt?
nicht mehr Chloë, die blonde, mich
lenkt, und wieder die Thür offen dir, Lydia?

Lydia.

Ob auch Calaïs schöner denn
Phoebus' Fackel und du leichter denn Kork und wild
gleich dem tobenden Hadria —
gern will ich leben mit dir, sterben mit dir ich gern!

Der schnelle Uebergang von einer Liebe zur andern im letzten Drittel des Gedichtes mag Manchem auffällig

*) Aus Thurii, der bekannten, auf der Stelle des alten Sybaris erbauten, griechischen Colonie in Lucanien.

erscheinen. Aber ich sagte ja schon vorhin, dass man in des Horaz Gedichten den Versicherungen ewiger Liebe u. s. w. nicht mehr Gewicht beilegen müsse als in der heutigen französischen Comödie.

So zeigt sich denn des Horaz Genius am glücklichsten in den Episteln und den Oden heitern Genres. Auf ihnen beruht der vom Dichter mehrfach geäusserte und wohlbegründete Anspruch auf Unsterblichkeit.

Die Römer wussten ihren Horaz zu schätzen*). Schon die Zeitgenossen verschlossen sich seinen Vorzügen nicht, wenn er auch sein ganzes Leben hindurch gelegentlich mit Anfeindungen zu kämpfen hatte. — Welche Anerkennung seine Oden beim grossen Publicum fanden, zeigen Stellen, wie III, 11, 5, 6; IV, 3, 13—24. Augustus gab ihr, so zu sagen, einen officiellen Ausdruck, indem er, wie schon erwähnt, Horaz die Verfertigung des „carmen saeculare" übertrug". — Aus dem 19. Brief des ersten Buches geht auch hervor, dass seine Gedichte, zumal die lyrischen, zahlreiche Nachahmer fanden, freilich nicht immer glückliche, was ihm den Ausruf „o imitatores, servum pecus!" abpresste. Doch wissen wir von den gleichzeitigen Lyrikern und Satirikern sogut wie nichts.

Zumal die grossen Autoren des 1. Jahrh. n. Chr., deren Reihe Tacitus schloss, jene Geister, die am meisten römisches Selbstgefühl und römische Weltkenntniss mit griechischer Humanität verbanden, haben ihn gebührend erkannt und verwerthet. In den späteren Zeiten des Alterthums dagegen war sein Ansehen mehr ein autoritäres und scholastisches. — Denn schon bald nach seinem

*) Ueber die Nachahmung und Benutzung des Horaz seitens der Zeitgenossen wie der Spätern handelt mit gewohnter Akribie Martin Hertz in 4 Programmen der Universität Breslau (1877—1880). Es wäre zu wünschen, dass diese übrigens noch nicht ganz abgeschlossenen Nachweise dem philologischen Publicum durch einen Sonderabdruck zugänglicher würden.

Tode trat das ein, was er halbmelancholisch einem seiner Werke vorausgesagt (ep. I, 20, 17, 18) — seine Dichtungen wurden in den Schulen gelesen, hauptsächlich die Oden und Satiren. Bei dieser Gelegenheit haben des Horaz Werke schon in den ersten 70 Jahren nach seinem Tode, als die Grammatik und Rhetorik ihre goldenen Tage feierten, manche Entstellungen erfahren. Besonders in die Oden haben Grammatiker und Rhetoren, übrigens sehr sprach- und verskundige, eine Anzahl Interpolationen eingeschwärzt, theils Wiederholungen eines von Horaz bereits besser und bündiger gesagten Gedankens, theils mythologische und historische Beispiele.

Die im Text überlieferten Schäden sind gegenwärtig meistentheils, vornehmlich durch die Verdienste des grössten philologischen Kritikers, Richard Bentley, sowie des Holländers Hofmann Peerlkamp, blossgelegt und von diesen und andern Gelehrten beseitigt worden. Doch bleiben noch eine Anzahl Verderbnisse, darunter einige, deren Heilung kaum zu hoffen ist. Auch die Exegese des Horaz ist noch nicht zum Abschluss gebracht.

Horaz ist freilich nie so in Fleisch und Blut der Römer übergegangen, wie Virgil oder selbst Ovid. — Auch im Mittelalter hielt sein Ruhm nicht gleichen Schritt mit dem der beiden genannten Dichter. Besonders traten in den späteren Zeiten zurück die Oden und Epoden, wogegen die Satiren, ihres moralischen Gehaltes willen, ein beliebtes Schulbuch blieben.

Desto mehr hat sich Horaz in neuern Zeiten der Gunst des Publicums erfreut, und mit Recht, theils wegen seiner anderweitigen Vorzüge, theils weil er, entsprechend seinem griechisch angelegten Naturell, die reine Menschlichkeit soweit repräsentirt als man es überhaupt von einem römischen Dichter erwarten kann.

Neue Ideen hat er der Menschheit nicht erschlossen; sein scharfer durchdringender Blick haftete mehr auf den äussern Erscheinungen des Lebens und ihren nächsten

Motiven als auf den letzten Gründen. Darum ist es ihm auch nur selten gelungen, in die tiefsten Tiefen des Lebens zu dringen, die innersten Geheimnisse der Menschenbrust zu belauschen, und wo dies geschah, zeigte er sich nicht immer seiner Aufgabe gewachsen, blieb sogar zurück hinter dem Pathos, das die Natur der lateinischen Sprache und die Eigenart des römischen Volkes ihm von selbst darbieten mussten. Dafür wusste er die heitern Seiten des Daseins zu erkennen und mit griechischem Geist zu verklären. In der formalen Kunst aber vereint er griechische Leichtigkeit und Grazie mit römischer Strenge und Consequenz.

So schwebt denn über den Oden leichten Stils, den Episteln und den besten Satiren und Epoden eine heitere Anmuth, die ebensowenig von den Schrecknissen der vergangenen Zeiten berührt ist, als von den dunkeln Schatten, welche die Zukunft warf. Denn dass trotz der Einsicht und Energie, mit der Augustus die Schäden des römischen Staats zu heilen strebte, das römische Volk nicht herzustellen war, vielmehr schlimmere Entartung bevorstand, dass auch die Mässigung des Augustus nicht allen seinen Nachfolgern bleiben würde, konnte einem Denker wie Horaz unmöglich entgehen.

> Was wandte nicht zum Schaden des Tages Fluch?
> Der Väter Zeit, schon lösend der Ahnen Zucht,
> trug uns als schlimmern Spross, um bald ein
> ärger entartet Geschlecht zu zeugen.

Freilich hat er der Poesie keine neuen Bahnen erschlossen. Aber er hat die verschütteten Pfade der grossen Meister seines wie des griechischen Volks, des Lucilius, Archilochus, Alcäus, Anacreon, wieder zugänglich gemacht, hat ihre Art neu, eigenthümlich, freisinnig und geistvoll umgebildet und für sein Volk ausgenutzt.

Sein Verhältniss zur griechischen Philosophie war dasselbe wie das Ciceros.

Auch er hat eklektisch aus verschiedenen Systemen, ohne sich um gelegentliche Widersprüche zu kümmern (was man dem Dichter leicht verzeihen wird), alles sich angeeignet, was ihm zur Ausnutzung und Verschönerung, schlimmsten Falls zum Ertragen oder Verlassen des Lebens dienlich schien. Von seinen Vorräthen haben dann gezehrt die feinsten Geister seines Volkes, bis zum Untergang Roms, des Mittelalters und der Neuzeit, um so lieber, als diese Vorräthe auf goldenen Schüsseln dargereicht wurden.

Wir rechnen es den Franzosen mit Grund zum Ruhme, dass sie oft als Vermittler fremden Wissens und fremder Ideen bis dahin nur Wenigen Bekanntes einem grössern Kreis erschlossen haben. Grösser noch war des Horaz Verdienst, der die Gedanken der griechischen Weisen, geläutert durch römische Weltklugheit, geadelt durch vollendete Form, im ganzen Westen verbreitet hat, mächtiger als die römischen Waffen, deren Ruhm er überlebte und, wie ich meine, noch lange überleben wird.

